Sämmtliche Werke

von

Caroline Pichler,

gebornen

von

Greiner.

Ein und fünfzigster Band.

Wien, 1839.
Verlag von Anton Pichler's sel. Witwe.
Leipzig,
in Commission bey August Liebeskind.

P.o. germ. 1077-51/52

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

H 162

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Wells sc.

Zeitbilder.

Von

Caroline Pichler,

gebornen

von

Greiner.

Wien, 1839.
Verlag von Anton Pichler's sel. Witwe.
Leipzig,
in Commission bey August Liebeskind.

259. D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Vorwort.

Ein Zufall führte mir vor längerer Zeit alte Kupferstiche, nämlich die sogenannten Cris de Vienne in die Hand; Blätter, auf denen vor fünfzig oder mehr Jahren die Gestalten und Trachten von Leuten, welche auf den Straßen allerley zum Verkauf bothen, so wie von Fuhrleuten, Holzhauern, Krämern, Dienstmädchen u. s. w., kurz, von Personen der untern und untersten Volksklassen, wie sie sich damahls trugen und betrugen, abgebildet waren. Lebhaft zauberten mich diese Anzüge, diese mitunter ganz verschwundenen oder verschollenen Gestalten in die Bedürfnisse und Beziehungen jener Zeit zurück, wo diese Kupferstiche gemacht worden waren. Ich sah diese Damen in Bouffants, Reifröcken, Adriennen, mit hohen gepuderten Frisuren; diese Herren in blauen

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Fracks mit rothen Krägen und rosenfarbenen Absätzen an den Schnallenschuhen, oder im Staatskleide mit Chapeaubas, Stahldegen und seidenen Strümpfen, deutlich vor mir. Ich erzählte mit der Geschwätzigkeit einer Matrone der Gesellschaft, in der ich mich befand, von den Eigenheiten jener Zeit, die mit den Tagen meiner Kindheit und ersten Jugend zusammenfiel, und davon, wie es damahls in Wien und in meiner Ältern Hause zugegangen war. Einer der Anwesenden, der lächelnd den Ergießungen meines Gedächtnisses zugehört hatte, faßte endlich die Sache aus dem Gesichtspunkte auf, daß es auch vielleicht für ein größeres Publikum nicht uninteressant seyn dürfte, jene Zustände in ihrem scharfen Contraste gegen die jetzigen abzuschildern, und so ein Bild des alten Wien neben dem neuen zu geben.

Der Gedanke war mir überraschend, aber er zog mich an, und ich versprach, darüber nachzudenken.

Seitdem hatten Geschäfte verschiedener Art diesen Plan in Vergessenheit versenkt, bis nach geraumer Zeit ein ähnlicher Zufall mich nach

einigen Almanachen vom Schlusse des vergangenen und Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts in meinem Bücherschranke suchen machte; und beym Blättern in diesen Büchelchen die Nahmen Huber, Lafontaine, Pfeffel, J. P. Richter u. s. w. mir in die Augen fielen. Da rief nun der Anblick dieser Bilder ebenfalls die damahlige Zeit mit ihren Moden und Bedürfnissen, mit ihren Begriffen und Empfindungen, ihren Leiden und Besorgnissen, ihren Freuden und Erhebungen hell vor mein inneres Auge. Das war wieder eine ganz andere, als welche die Cris de Vienne mir gezeigt hatten. Die Bewegung hatte mit der französischen Revolution angefangen. Sie verbreitete sich weiter und weiter, bis endlich griechische Costüme's, antike Möbel, ungepudertes Haar, Titusköpfe — aber auch ernste Schickungen, allgemeiner Druck, und mitten unter diesem die Reaction des geistigen Lebens in würdiger Erhebung und höherer Ansicht unserer Erdenbestimmung im ganzen deutschen Vaterterlande, und somit auch in Österreich und Wien sich zeigten.

Doppelt wichtig erschien mir nun, nach Er=

wägung dieser Bildungsstufen, durch welche wir gegangen waren, die Bemerkung jenes geistreichen Mannes. Aber es dünkte mich, daß, zur Vervollständigung des Ganzen, auch die Periode im Anfange des gegenwärtigen Jahrhundertes, als ein wichtiger Wendepunkt in unserer Cultur nicht mit Stillschweigen übergangen werden dürfe, und so erscheint hier indeß die erste Periode zwischen den Jahren 1770 und 1780, der die zweyte und wohl auch die dritte, wenn es Zeit und Verhältnisse gestatten, bald folgen soll.

Wien, den 10. Oktober 1838.

C. P.

W i e n

in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahr=
hunderts.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Wien in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts.

Es war Aschermittwoch im Jahre 177*. Die lange traurige Winternacht, welche auf einen Abend voll lauter Freuden und lebensfroher Bewegung gefolgt war, und als die letzte, den scheidenden Carneval unter einem finstern Nebel begraben hatte, aus dem er sich erst nach zehn oder zwölf Monathen wieder hervorarbeiten durfte; diese düstere Nacht schien sich mit ihren kalten Düften und trüben Schleyern noch recht tief in den spät erwachenden Tag hineinerstrecken zu wollen. Die Uhren zeigten bereits auf 8½ Uhr, und noch war es nicht völlig hell geworden, als die Hofräthinn von Herfeld, von ihrer siebzehnjährigen Tochter, der hold aufblühenden Nanette begleitet, aus der Kirche zurück kam, in der sie Beyde ihre Beicht reumüthig abgelegt, und sich mit Asche, jenem Andenken an die Vergänglichkeit alles Irdischen, unter

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MÜNCHEN

dem Spruche: pulvis es, et in pulverem reverteris auf der Stirn hatten bezeichnen lassen.

Das Gemach, in welches sie traten, war hoch, geräumig, und nach der Sitte jener Zeit sehr anständig möblirt. Ziemlich gute Gemählde in schweren goldenen Rahmen blickten von den Wänden herab; — ein großer Tisch mit einem buntgestreiften Tyrolerteppich bedeckt, in der Mitte desselben, und ein hoher Glasschrank an der Seite, so wie ein sogenannter Aufwärter (ein hölzernes Gestell mit zwey Fächern, auf denen leere Flaschen und Gläser standen) beurkundeten, daß dieß Gemach das Tafelzimmer der Familie sey. Flüchtig sah die Mutter sich um, ob auch alles in gehöriger Ordnung war, und ging ins anstoßende Zimmer, das mit rothem Damast tapeziert, mit vergoldeten Leisten geschmückt, mit schweren Sophas und Stühlen von weißgefirnißtem Holz ebenfalls mit Vergoldung geziert und mit rothem Damast überzogen, sich als Empfangzimmer qualificirte. Ein großer Trumeau war ins braune Getäfel der Spiegelwand eingefügt, und ein großer geschweifter Marmortisch, auf vergoldeten sogenannten Ziegenfüßen — stand vor demselben. Neben ihm rechts und links ein Gueridon — nähmlich eine flache Taze von vieux lac auf dem Kopfe

eines niedlichen Mohrenknaben getragen. Den Marmortisch aber schmückten feine Kaffehschalen, Kannen und niedliche Figürchen aus chinesischem Porzellan, um welche jetzt manche Dame ihre Urältermutter beneiden würde.

Hier warf die Dame, von ihrer Tochter bedient, den schwarzen Capuchon sammt dem polnischen Pelz von kirschrothem Atlas mit blauem Fuchs verbrämt, und mit goldenen Spangen und Quasten geschmückt, ab, indeß der Bediente die Büchersäcke von schwarzem Saffian, welche mehrere Gebethbücher enthielten, und den Damen in der Kirche gedient hatten, auf den Tisch legte und sich entfernte. Nanette aber schlüpfte zum Zimmer hinaus, um das Stubenmädchen früher als dieß einträte zu befragen, ob sie ihr nichts einzuhändigen habe. Lisette kam durch den Vorsaal aus der Küche, das schwarze Theebrett mit zwey porzellanenen Chocolatbechern in silbernen Gestellen auf kleinen Untertassen von Schildpatt in den Händen, ihr Auge sagte dem Fräulein schon von weitem, daß sie etwas für sie habe, — aber in dem Augenblick trat der Hofrath aus seiner Thüre auf den Vorsaal; die Nachtmütze auf dem geschornen Kopfe, mit sichtbarem Unwillen nach dem Perrückenmacher fragend, der mit der Schachtel noch nicht gekom-

men war. Nanette both dem gnädigen Papa einen guten Morgen, küßte ihm die Hand, und fragte, wie er geschlafen? Ziemlich brummig nahm er die Erkundigung auf und schnurrte auch die Tochter an, indem er sie um die noch fehlende Perrücke befragte — Nanette hatte den Jungen mit seinem Kästchen begegnet, als sie aus der Kirche kam, er mußte gleich hier seyn — und so war es auch. Der weißgekleidete und weißbestäubte Junge trat mit der Schachtel ein, öffnete sie, nahm die neufrisirte und wohlgepuderte Beutelperrücke heraus und folgte dem gnädigen Herrn, der brummend voran ins Zimmer schritt, um sie dort auf dessen Haupte zu befestigen. Lisette aber eilte, weil die Hofräthinn noch einmahl schellte, mit dem Frühstück ins Zimmer derselben. Lisette war eine niedliche Blondine. Die schwarze Haube mit dem hochaufgestellten Point d'Espagne, der wie eine Bastion um dieselbe herlief, und von deren rosenfarben mit Gold gestickten Fonds rückwärts eine stattliche Schleife von weißem Atlasband mit langen Enden herabflatterte, kleidete sie sehr wohl. Ein zierliches Corsett von dunklem Stoffe zeigte den feinen Wuchs, ein schneeweißer Rock und eine schwarztaffetne Schürze darüber, vollendeten den netten Anzug, um den damahls

manches Fräulein, und nicht mit Unrecht, die Zofen beneidete, und den diese zu ihrem Vortheil nie hätten aufgeben sollen. Denn nicht allein, daß diese Formen für sich schon wohlkleidend waren, so bewahrten sie auch die dienenden Mädchen vor dem großen Nachtheil, dem sie jetzt die völlige Gleichstellung im Anzuge aussetzt. Jene Tracht ließ nichts anders erwarten, als eine Sprache, ein Benehmen, wie es eben der dienenden Classe gemäß war. Jetzt begegnen uns oft Gestalten, deren Gang und Geberden, Haltung und vollends ihre Sprache, wenn sie den Mund öffnen, in dem grellsten Widerspruch mit dem eleganten Anzug stehn, und uns um desto unangenehmer auffallen.

Fräulein Nanette von Herfeld war siebzehn Jahre alt, hübsch, munter, zu allen häuslichen Geschäften von der sorgsamen Mutter ernsthaft angehalten, und daher auch wohl geschickt. Sie schrieb sogar eine leserliche Hand, und las den Telemach und die Madame de Beaumont französisch — Nanette war aber überdieß noch die einzige Tochter vermöglicher Ältern; denn wenn gleich Hofrath Herfeld der Sohn eines Landbeamten gewesen war, so both doch in jener Zeit vor mehr als 60 Jahren, das Einkommen eines k. k. Hofrathes, der nebst sei-

ner Besoldung noch meistens ein Natural-Hofquartier genoß, bey nur etwas wirthlichem Sinn, dem Besitzer die Möglichkeit, einen sehr anständigen Haushalt mit Equipage und nöthiger Dienerschaft zu führen, und jährlich etwas zurückzulegen. So lebte man denn in behaglicher Ruhe und dem Genusse hinlänglicher Einkünfte ein stilles Leben; richtete sich in der Wohnung, die man unentgeltlich genoß, nach vernünftiger Berechnung anständig und mit großer Wahrscheinlichkeit für die Dauer seiner Lebenszeit ein, und starb nach zwanzig oder fünf und zwanzig Jahren, einige Ausbesserungen abgerechnet, unter denselben Möbeln, Tapeten, Bildern u. s. w. — mit denen man seine Wohnung bey dem Antritte derselben geschmückt hatte.

Unberechenbar ist die Verschiedenheit der Einwirkung, welche eine solche Stetigkeit des Lebensplanes für die Menschen jener Zeit, im Vergleich mit unserer bewegten, strebenden, alles versuchenden, alles umwälzenden Generation im Guten und im Schlimmen hatte. Und wenn man jene Zeit jetzt nach 70—80 Jahren als eine Perrückenzeit, Philisterey, Schlendrianswelt nicht mit Unrecht schelten hört, so glaube ich doch, daß selbst jener Mangel an stets aufregender Bewegung, die Möglichkeit des fe-

stern Wurzelns der Gedanken und Empfindungen in der menschlichen Brust begünstigte; daß die Charaktere sich einseitiger, in engern Grenzen, aber desto tiefer und nachhaltiger entwickelten. Universalgelehrsamkeiten, Überblicke der ganzen Weltbildung, tausendfache Notizen aus allen Zonen und Völkern gab es nicht wie jetzt; aber den einzelnen Zweig der Bildung, auf den man gewiesen war, kannte man gründlich. So war es besonders das classische Alterthum, was damahls fleißig und erschöpfend bearbeitet wurde, und worauf die Erziehungsmethode in den Schulen der Jesuiten hauptsächlich hinarbeitete. In diesen Schulen war auch Nanettens Vater gebildet worden, und ein Priester desselben, damahls schon aufgelöseten Ordens, besaß das geistliche Vertrauen der ganzen Familie, war ihr Gewissensrath, ihr Freund, und sehr oft der Entscheider und Lenker aller wichtigen und unwichtigen Angelegenheiten derselben. Auch heute hatte er die Beicht von Mutter und Tochter empfangen, und die letzte nicht ohne Thränen mit ihm über die strenge Ansicht ihrer Ältern gesprochen, welche durchaus von ihrer Verbindung mit dem Lieutenant von Zornau, der doch ihr Verwandter und ein sehr braver Offizier war, nichts wissen wollten. Ja, sie hatte den Geist-

lichen zuletzt gebethen, sich ihrer Angelegenheit bey den Ältern anzunehmen, was dieser nach vielen Bedenklichkeiten, und mit Hinweisung auf einen wahrscheinlich schlechten Erfolg, endlich zu thun versprach, wenn er sich gehörig nach des jungen Mannes Aufführung und Umständen erkundigt, und eine Auskunft nach seinem Wunsche erhalten haben würde.

Zu Hause angekommen, hatte Nanette gehofft, von Lisetten ein Billet des Geliebten zu erhalten, mit welchem sie gestern auf der Redoute nur verstohlen ein paar Worte hatte wechseln können, die ihr auf heute ein Billet verhießen. Ins Haus durfte er, trotz seiner ziemlich nahen Verwandtschaft nicht, und nur bey einer gemeinschaftlichen Freundinn, der Vertrauten des heimlichen Liebeshandels, sahen sie sich bisweilen. Aber es war heute wie ein neckender Zauber, daß jedesmahl, wenn Lisette sich dem Fräulein nähern und ihr unbemerkt etwas sagen oder geben wollte, Mama oder Papa, oder sonst ein ungebethener Zeuge sich dazu fand.

Jetzt frühstückte sie mit der Mama Wasserchocolade, denn an diesem wichtigen Fasttage durfte kein Tropfen Milch über die Lippen strenggläubiger Katholiken gehn, und während desselben wurden die einzelnen Vorfälle der gestri-

gen Redoute zwischen Mutter und Tochter besprochen. Es war eben eine Faschingdinstags-Redoute und eigentlich ein maskirter Kinderball gewesen. Denn da die Musik um Mitternacht enden mußte, ergriffen liebende Ältern gern diese Gelegenheit, ihren Kleinen eine seltene Freude zu machen. Sie führten ihre jüngeren Kinder hin, und die Erwachsenen beschieden sich gern, für die Stunden von 7 bis 12 Uhr an diesem Tag den kleinen Tänzern den Platz zu räumen. Zahllose Kinder in hübschen oder unhübschen Masken tummelten sich in den weiten Sälen auf und ab, und es war ein freundlicher Anblick, so viele niedliche Gestalten, auf deren unmaskirten Gesichtern der Ausdruck herzlicher Lust, und an den Übrigen wenigstens die lebhaften Bewegungen kindlicher Freude bemerkbar waren, zu sehen, wie sie unter einander scherzten, sich neckten, erriethen oder verfolgten. Kurz, es war für die Kinder nicht allein, sondern auch für die Erwachsenen ein genußreicher Abend.

Nanettens Herz hatte während dieses Gesprächs zuweilen bänglich geklopft, denn sie war nicht ohne Besorgniß, daß die Mutter die Maske im braunen Domino und der weißen Larve, der sie zufällig so oft begegnet waren, errathen oder erkannt mochte haben. Das war nun glück-

licher Weise nicht geschehen, aber es folgten bald Bemerkungen anderer und nicht minder ernster Art. Der Gubernialrath Wolf aus Klagenfurt, ein rüstiger Vierziger, der unlängst seine zweyte Frau begraben, und ein bedeutendes Vermögen, so wie ein schönes Gut von ihr geerbt hatte, war den vorigen Abend ein steter Begleiter der Hofräthinn und ihrer Tochter auf der Redoute gewesen. Der Gubernialrath war ein alter Bekannter des Hauses, er hatte mit dem Bruder der Hofräthinn in Grätz studiert, und kam, wenn er Wien besuchte, oft in ihr Haus. Nanette hatte also nichts Arges daraus, daß er auf der Redoute so unabläßig bey ihnen gewesen war. Aber wie erschrak sie, als die Mutter ihr heute nach dem Frühstück ankündete, Herr von Wolf habe Absichten auf sie, und werde morgen kommen, um seinen Antrag zu machen.

Nanette erblaßte — ihr Blut stand still. Sie war nicht im Stande, ein Wort zu erwiedern. Die Mutter bemerkte dieß Erschrecken sehr wohl, und eine zürnende Miene überschattete schnell ihr vorher durch mütterliche Freude erheitertes Gesicht. Forschend und durchdringend faßte sie die Tochter ins Auge. Du erschrickst? du freust dich nicht allein nicht — dein ganzes Aussehen zeigt von der Bestürzung, in welche

dich meine Ankündigung versetzt hat? Wie soll ich das verstehen? —

Ach, Ew. Gnaden! stotterte Nanette — Herr von Wolf ist wohl ein bischen alt — ich kenne ihn wenig —

Du kennst ihn wenig? wie kannst du das sagen? fiel ihr die erzürnte Mutter ein. Er kommt so oft in unser Haus — er —

Ja wohl kommt er, aber dann spielt er Trisette mit Ew. Gnaden und dem Papa, und mit mir hat er noch nicht hundert Worte gesprochen.

Dummes Zeug! — Er wird schon mit dir sprechen, wenn er morgen die Anwerbung macht. So was gibt sich, sagte die Mutter, und erhob sich, um das Zimmer zu verlassen.

Nein! Nein! Ew. Gnaden! Das gibt sich nicht! Das kann sich nicht geben. Ich kann den Gubernialrath nicht heirathen, brach Nanette unter heftigem Schluchzen los.

Die Mutter trat einen Schritt zurück, wie vor Entsetzen. Die Glut des heftigsten Zorns loderte in ihrem Gesichte auf. — Du kannst nicht? rief sie nach einigen Secunden mit halb erstickter Stimme — Du kannst nicht? Das laß mich nicht noch einmahl hören! Du mußt! Es ist alles zwischen Herrn von Wolf und uns ausge-

macht, und eine Widerrede findet nicht Statt. Die Hofräthinn wandte sich rasch um, und schritt auf die Thüre zu. Aber Nanette eilte ihr nach, sie warf sich zu ihren Füßen, sie umklammerte ihre Kniee. Gnädige Mama! Haben Sie Barmherzigkeit! Ich kann, ich kann wirklich nicht!

„Und warum nicht?“

Es wäre mein Tod.

„Bah! Thorheit! Davon stirbt man nicht.“ Sie wollte sich losreißen, aber Nanette hielt sie unter heftigem Schluchzen fest. Barmherzigkeit! rief sie. Ich kann Herrn von Wolf nicht heirathen, denn ich kann ihn nicht lieben. — Die Verzweiflung des einzigen und sonst so guten Kindes verfehlte doch das Herz der Mutter nicht ganz. Sie besann sich einen Augenblick. Aber schnell kehrte das Roth des Zorns auf ihre Stirn zurück. Ha! rief sie, kommt der Wind von da her? Dir steckt dein sauberer Herr Lieutenant im Kopf, darum kannst du den Gubernialrath nicht lieben und nicht heirathen. Schon gut! Wir wissen, was wir zu wissen brauchen. Du gehst jetzt auf dein Zimmer, und verläßest es nicht, bis ich dich rufen lasse. Sie riß sich los und eilte fort. Nanette aber blieb, vorn übergestürzt, in ihrem Schmerze liegen. Da ging die Thüre wieder auf. Ein Strahl der Hoffnung

fiel in des jammernden Mädchens Seele — sie glaubte, es sey die Mutter, und ihre Härte reue sie — aber es war P. Dürnberger, der Beichtvater. Erschrocken trat er zurück, als Nanette sich mit verweintem Gesicht und dem Ausdruck der Verzweiflung vom Boden erhob.

Um Gotteswillen, gnädiges Fräulein! Was ist das? Was ist Ihnen begegnet?

Nanette sah keine Ursache, warum sie dem vertrauten Freunde des Hauses ein Geheimniß aus ihrem Unglück machen sollte, aber wohl Gründe genug, nachdem sie ihm schon vor ein paar Stunden ihr Herz eröffnet, ihm auch die Gefahr, die ihren Wünschen drohte, zu eröffnen, und den verehrten Priester um Rath und Beystand zu bitten.

P. Dürnberger hörte ihr mit einer Miene zu, welche jeden Unbefangenen hätte überführen können, daß sie ihm nichts Neues erzähle. — In ihrem Schmerze bemerkte es Nanette nicht, und fragte nur zuletzt, ob er denn wohl je von einem solchen Unglück gehört habe, als das sey, welches ihr drohe?

Der Geistliche betrachtete sie mit theilnehmenden Lächeln. Mein Kind, hob er endlich an, Sie sagen mir nichts Neues. Dieser Plan der Frau Mama —

„Ist Ihnen bekannt?“

Schon seit mehr als acht Tagen.

„Nicht möglich. Sie haben ja heut Morgens gar nichts davon geäußert?“

Es war nicht an mir, Ihnen etwas davon zu entdecken, als Sie mich wegen Ihrer übrigen Anliegen willen zu Rathe zogen —

„Aber um Gotteswillen, hochwürdiger Herr! was soll nun aus mir werden? Ich kann wahrlich — ich kann den Herrn von Wolf nicht heirathen.“

Mein Kind! der Mensch kann viel — Alles, möchte ich sagen, was er ernstlich und mit Gottes Beystand will. Denken Sie an das Opfer Abrahams — denken Sie an den Heldenmuth, mit dem die Gebenedeyte Jungfrau ihrem heiligen Sohne bis in den Tod zur Seite blieb.

Nanette kehrte das bethränte Gesicht ab und sah zur Erde. — Eine Pause folgte, endlich begann sie kleinlaut und verzagt: „Und so glauben denn auch Ew. Hochwürden, daß ich meinen Willen darein ergeben, und den Gubernialrath heirathen soll?“

Das sage ich nicht. Ich will Ihnen nur andeuten, daß mit einer solchen, ins Allgemeine gehenden Weigerung nichts gethan ist. Gründe müssen Sie haben, wichtige, nicht abzuweisende

Gründe, um Ihren Widerwillen zu rechtfertigen. Und haben Sie die?

„Ach Gott! geistlicher Herr! Sie wissen ja selbst, wie es mit mir und Cousin Ferdinand steht. Wir lieben uns so von Herzen, wir haben uns ewige Treue geschworen.“ —

Hatten Sie ein Recht dazu?

„Wie meinen Sie das?“

Durften Sie über Ihre Hand, über Ihre Person, über Ihr Schicksal ohne oder gar gegen den Willen Ihrer Ältern bestimmen?

Nanette sah betroffen zur Erde. — „Aber wir lieben uns so innigst. Wir können Eins ohne das Andere nicht leben.“

Liebes Kind! Das ist die Sprache aller jungen Liebesleute. Aber es kommt die Zeit, es kommen die Hindernisse, es kommt endlich die Sättigung, die Erkaltung, die jeder menschlichen Empfindung und Leidenschaft bevorsteht. Nach ein paar Jahren lautet das Lied ganz anders. Doch das werden und können Sie jetzt weder einsehen noch zugeben. Fassen Sie aber Muth. Empfehlen Sie Gott Ihr Anliegen, bitten Sie ihn um seinen Beystand, und Er, der Engel senden kann, um seine bedrängten Kinder zu retten, und der die Herzen der Menschen nach seinem Willen wie Wasserbäche lenkt, wird auch

Sie nicht verlassen, wenn es zu Ihrem Besten ist. Er wird —

Nanette hörte die Stimme ihrer Mutter im Tafelzimmer. Eingedenk ihres Gebothes, sich auf ihr Zimmer zu begeben, sprang sie schnell zur andern Thüre hinaus, indessen die Hofräthinn ins Empfangzimmer trat, um den P. Dürnberger zu begrüßen.

Man hatte sie aus der Küche geholt, wo sie Alles, was zum heutigen Mittagsmahle nöthig war, aus der Speisekammer und den Schränken herausgegeben, und der Köchinn noch belehrend erklärt hatte, wie sie dieses oder jenes Gericht nach des Hausvaters Geschmack bereiten solle, bis sie später selbst wiederkommen und die letzte Hand anlegen werde.

Mit ihr zugleich trat Lisette herein und brachte das Frühstück, das der geistliche Herr nach der Messe öfters bey seinen Beichtkindern einzunehmen pflegte. Dießmahl war es spanische Chocolade, von der der Hofrath erst vor Kurzem einen Vorrath durch die Gesandtschaft in Madrid erhalten hatte, und worauf er ihn heute eigens eingeladen. Lisette war beordert, dem Hofrath zu melden, daß der geistliche Herr hier sey — und wir lassen nun diese drey Personen bey ihrer Chocolade und dem wichtigen Gespräch

über die bevorstehende Familienangelegenheit, um Nanetten in ihr Kabinet zu folgen, wo sie, neben dem Bethschemel in den Lehnstuhl hingeworfen, und ein offenes Billet in der Hand, ein Bild der Verzweiflung, noch in stets fließenden Thränen saß.

Lisette hatte endlich den Augenblick gefunden, ehe sie das Frühstück der beyden Herren hineintrug, ihr das Billet zuzustecken, das sie diesen frühen Morgen von des Lieutenants Burschen, der ihrer am Thorwege wartete, wie sie das Brod zum Frühstück holte, empfangen hatte. Das Billet war mit aller Glut eines zwey und zwanzigjährigen Jünglings und in allen stolzen Hoffnungen künftigen und baldigen Glückes geschrieben; denn den verliebten Wünschen des jugendlichen Herzens wogen die entgegenstehenden Hindernisse — das neueste und größte kannte er noch nicht — federleicht. So hatte er noch den vorigen Abend empfunden, gehofft, geträumt, und nun! — Welches Erwachen stand ihm bevor, wenn Nanette ihm das Schicksal bekannt machte, das wie ein ungeheurer Fels in den Blumengarten ihrer Hoffnung zu stürzen und Alles zu zerknicken drohte!

Ihre Thränen flossen unaufhaltsam, und so fand sie nach einer halben Stunde noch ihre Ver-

traute, die schlaue Lisette, und wußte der Tiefbetrübten leicht das Geheimniß ihres Schmerzes zu entreißen. Ach! das ist ein Aschermittwoch! rief Nanette, nachdem sie Alles erzählt hatte, zuletzt jammernd: ein wahrer Aschermittwoch! Staub und Asche ist mein Glück! Und der arme Ferdinand! Was wird er dazu sagen? Wir sind Beyde verloren!

„Warum nicht gar! nahm Lisette das Wort. Fassen Sie Muth, Fräulein! — Nicht jeder Blitz schlägt ein, und von der Werbung bis zum Traualtar ist noch ein ziemlich langer Weg. Aber berichten müssen wir es freylich dem Herrn Vetter. Er muß Alles erfahren, damit er seine Maßregeln darnach nehmen kann.“

Du sprichst thöricht, Lisette! Was lassen sich für Maßregeln nehmen, wenn meine Ältern fest entschlossen sind, und der verhaßte Mensch schon morgen kommt?

„Hm!“ warf Lisette hin — „Es ist schon manche Rechnung ohne den Wirth gemacht worden, und wenn alle Stricke reissen, so bleibt doch noch das letzte Mittel.“

Und das wäre? — fragte Nanette gespannt.

„Ja, das nenne ich Ihnen jetzt nicht, Sie würden darüber erschrecken, und in diesem Schrecken sich lieber zu Allem verstehn, als es muthig

zu ergreifen. Aber kommt Zeit, kommt Rath — und ich habe die beste Hoffnung, daß es nicht bis dahin kommen soll, wohin sich Fräulein S.. gebracht sah. —

Die S..? — Entsetzlich! Die ist durchgegangen — und das wagst du, vor mir nur zu nennen?

„Worte beissen ja nicht, gnädiges Fräulein; und ich sagte eben, ich hoffe, daß wir leichteren Kaufes durchkommen werden. Aber nützen Sie die Zeit, weil man Sie allein läßt, und schreiben Sie dem Herrn Cousin. Abends kommt der Johann wieder und holt die Antwort, und dann wird sichs ja doch ausmitteln lassen, ob Sie ihn morgen oder am Samstag bey Fräulein M.. sprechen können werden.“

Du bist voll goldner Hoffnungen! — Ich nicht. In dem Augenblick ertönte die Klingel. Lisette sprang davon, und das Fräulein hatte nun bis zum Mittagsessen noch gute drey Stunden, um in ihrer Einsamkeit über ihr drohendes Geschick und über die Mittel, sich ihm zu entziehen, nachzudenken, und ihrem Geliebten das Resultat dieses Nachdenkens in jener durchaus nicht schreibseligen Zeit nicht ganz ohne Anstrengung, so wie nicht ohne orthographische Fehler zu melden. Es war ein Brief, wie ihn jetzt

manche Kammerjungfer geläufiger und richtiger schreiben würde. Aber Nanette wußte doch, daß er mit verliebten Küssen bedeckt und auf dem Herzen bewahrt werden würde.

Die Zeit des Mittagmahles nahte heran. Schon vor einer halben Stunde hatte es auf allen Thürmen zwölf Uhr geläutet. Die Hofräthinn verließ, um sich anzukleiden, die Küche, in welcher sie, seit die Herren an ihre Geschäfte gegangen waren, sich mit großer Sachkenntniß um das Mittagsmahl beschäftigt hatte. Sie erwartete ein paar alte Freunde, Hagestolze, die keine Menage führten, und sich daher besonders an Fasttagen gern bey des Hofraths sorgfältig bereitetem Mittagsmahle einfanden. Zugleich sollte beyden vertrauten Freunden das Heirathsproject mitgetheilt werden. So war es vorgestern, am Faschingmontag, zwischen den Eheleuten, nach mancher reiflichen Überlegung, beschlossen worden. Daß auf Nanettens Geschmack und Willen bey dieser Überlegung keine Rücksicht genommen, und auf ihre Einwilligung, mindestens auf ihren Gehorsam unter den Ausspruch der Ältern, als auf etwas Unausbleibliches vorausgezählt wurde, lag im Geiste jener Zeit, und war eine ganz gewöhnliche Erscheinung.

Seit ein paar Stunden aber — seit dem Frühstück mit P. Dürnberger, hatten die Ansichten der Hofräthinn sich ein klein wenig verändert. Der sehr gescheute und vielerfahrene Mann, den die sorgsame Mutter schon seit acht Tagen in ihr Geheimniß gezogen hatte, und der, da er wußte, daß es sich um das Lebensglück eines gutmüthigen, unschuldigen Mädchens handelte, dessen Seelenheil ihm anvertraut war, es für seine Pflicht hielt, sich genauer um den präsumtiven Bräutigam zu erkundigen, hatte nähmlich Manches erfahren, was ihm nicht lieb war, zu hören; und obwohl er noch keine Gewißheit darüber hatte, war er doch der Meinung gewesen, daß es gerathener wäre, die Sache nicht so sehr zu präcipitiren, indem die heilige Fastenzeit eine billige Ausrede biethen könnte, sich vor der Hand während des Tempus sacratum nicht sogleich in Heirathsgeschäfte einzulassen.

Diese Äußerung, verbunden mit dem Widerwillen, welchen die Tochter gegen diese Verbindung gezeigt, hatte denn die übergroße Freude der Mutter an diesem Heirathsprojecte sehr gedämpft; bey dem Vater aber, dessen Sinn sich den Einsprüchen des Gewissensrathes nicht so unbedingt unterordnete, gar keinen Eindruck gemacht. Und da er nichts anders als etwa die Ent-

deckung einiger galanten Abenteuer vermuthete, so schien ihm, der selbst eine ziemlich lockere Jugend verlebt hatte, ein solcher Einwurf unbedeutend, und er blieb dabey, daß das Versprechen jetzt sogleich, die Vermählung aber nach Ostern, wenn der Gubernialrath wieder nach Wien käme, vor sich gehen solle.

In solchen Gesinnungen war die Familie, als sich die Gäste zum Mittagsmahl einfanden. Die Hofräthinn saß bereits in ihrer Adrienne von Batavia und einer niedlichen Haube von Brüßlerspitzen über dem nettgekämmten Toupet, auf dem Kanapeh, und Fräulein Nanette, der sie hatte sagen lassen, sie solle sich anziehen, um, wenn ihr Oncle käme, bey Tisch zu erscheinen, und die in dieser Bothschaft einen Strahl wiederkehrender mütterlicher Gnade mit Freuden erkannte, erschien in der zierlichen Kleidung, die man damahls mit einem sehr unzierlichen Nahmen nannte, und die gerade so aussah, wie eine an den Hüften abgeschnittene Adrienne, indem sie am Rücken eben so wie diese freyflatternde Falten hatte, welche bey der Adrienne sich unten in die Schleppe ausbreiteten, bey dem kurzen Jäckchen aber, das eben die Form des Negligee war, an den Hüften aufhörten.

Ängstlich richteten zuweilen Nanettens Blicke

sich auf die Mienen ihrer Ältern, — aber sie fand wenigstens keinen erneuten Grund zu Besorgnissen. Die Mutter sah sie selten, und wenn es geschah, ernst aber gleichgültig an; der Vater schien den Unwillen seiner Frau gar nicht zu theilen, er behandelte die Tochter gutmüthig wie immer, wenn ihm nichts in den Weg trat; und als er sich ein paarmahl von seiner frohen Laune, die der gute Grinzinger von eigener Fechsung noch erhöhte, hinreißen ließ, verdeckte Anspielungen auf das Heirathsproject zu machen, so wußte die kluge Frau mit einem Blicke und einer schnellen Wendung des Gespräches die drohende Voreiligkeit zu beseitigen. Das entging Nanettens geschärfter Aufmerksamkeit nicht. Aber sie wußte nicht, ob sie eine gute oder böse Vorbedeutung für ihre Hoffnungen und Befürchtungen daraus ziehen sollte.

So verging das Mittagsessen. — Eine Parthie Trisette vereinigte bald darauf wieder die Gesellschaft am Kanapeh der Frau vom Hause. Nanette zog sich in ihr Zimmer zurück, und der ernste Tag voll drohender Bewegungen endete in gänzlicher Stille, von der Nanette nicht wußte, ob es die dumpfe Ruhe vor, oder die erquickende Stille nach einem Gewitter sey.

Am andern Tage, nach Tische, hielt des Gubernialraths sehr schöne Equipage, mit zwey kräftigen Rappen bespannt, vor des Hofraths Hause. Der Büchsenspanner, in reicher Uniform, öffnete den Schlag, der Bediente ließ den Tritt herab, und der Brautwerber, aufs zierlichste frisirt, den Federhut in der Hand und in eine prächtige russische Wildschur gehüllt, sprang leicht aus dem Wagen und eilte die Treppe hinan zur präsumtiven Schwiegermama. Diese mußte selbst gestehen, er sey ein sehr hübscher Mann, wie er, hoch und schlank gewachsen, im Galakleide von schwarzem Sammt mit blaß Rosa-Atlas gefüttert, in der reichgestickten Weste von Drap-d'or, weißseidenen Strümpfen und brillantirten Steinschnallen von ungeheurer Größe an den mit rothen Absätzen gezierten Schuhen; das zierliche Toupet mit drey Seitenlocken, die stufenweise aufstiegen, leicht bepudert — (denn damahls fingen junge Männer, oder solche, die dafür gelten wollten, schon an, die Perrücken abzulegen) bey ihr eintrat, und ein flüchtiges Erröthen, das bey dem Gedanken an sein vorhabendes Geschäft über seine regelmäßigen Züge glitt, ihn einen Augenblick lang noch hübscher machte.

Die Hofräthinn hatte keinen leichten Stand. Sie hatte sich von des artigen und reichen Man-

nes innern und äußern Qualitäten etwas zu schnell und zu weit hinreißen lassen. Allerley nicht berechnete, wenn auch nicht unübersteigliche Hindernisse hatten sich seit drey Tagen gegen dieß Project erhoben. Nun war er gekommen, um das — nach seiner Meinung ganz sichere Jawort der Ältern und der Braut abzuholen; in wenig Tagen darauf nach Klagenfurt zurückzugehn, wohin ihn seine Dienstpflicht rief, und — so hatte er es berechnet, nach Ostern wieder zu kommen, um die liebliche Braut als seine Frau heimzuführen. Und nun sollte er mit feinen Worten hingehalten und nicht allein zum Aufschub bewogen — es sollte ihm sogar eine leise Ahnung von der geringen Neigung seiner Braut beygebracht werden. Eine unangenehme Aufgabe! Auch zeigte sich bald in der verdüsterten Miene des Brautwerbers, in der sichtlichen Röthe des Unwillens, die einigemahl — trotz aller Gewalt, mit welcher er sich beherrschte, über sein Gesicht aufflammte — wie unerwartet und wie tief sein Stolz oder seine Eitelkeit sich durch diese ausweichenden Redensarten, durch diese künstlich bemäntelten Weigerungen verletzt fühlte. In diesem Augenblicke trat zu des Gubernialrathes großer Beruhigung der Hofrath ein, indem er sein späteres Kommen mit einem Ge-

schäftsbesuch, der ihn aufgehalten, entschuldigte, und sogleich „in medias res" hineingreifend, wie er sagte, den Gubernialrath fragte, ob Alles in Richtigkeit sey?

Mit einer bittersüßen Miene verneigte sich dieser und erwiederte, wie er mit Schmerz erfahren habe, daß das Fräulein dieser Verbindung nicht so unbedingt geneigt sey, als er und selbst die Frau Hofräthinn früher zu glauben Grund gehabt hätte.

Alle Teufel! brach der Hofrath los — das wäre mir lieb! Will sich der Schnabel sträuben? Sieht sie nicht ein, welche Ehre ihr erwiesen wird? Ist sie dumm genug —

Lieber Mann! fiel die Frau, schnell ihm das Wort abschneidend, ein, aus Furcht, er möchte mehr sagen, als ihr lieb wäre, daß der Brautwerber erführe — lieber Mann! Es ist gar keine Rede von Sträuben oder nicht Anerkennen. Nanette sieht sehr wohl ein, welche Ehre ihr zugedacht ist, und welches glückliche Loos ihrer wartet. Sie ist aber wohl noch ein Bischen sehr jung, und was mehr ist, sehr still und sittsam erzogen. Der Gedanke ans Heirathen lag ihr bis jetzt noch so fern, daß dieser unvermuthete Vorschlag sie eigentlich erschreckt hat, und daß sie wohl einige Tage bedürfen

wird, um sich mit der Idee vertraut zu machen, daß sie uns verlassen und künftighin in ganz veränderten Beziehungen in einem andern Land, unter andern Menschen leben soll und wird.

Und wird! schloß der Hofrath peremtorisch. Ja, sie soll und sie wird des Herrn Gubernialrathes Hand, als eine sie ehrende Versorgung empfangen, und ich zähle auf dich, Frau! daß sie keine weiteren Flausen machen wird. Sonst will ich ihr den Kopf zurecht setzen.

Herr Hofrath! nahm der Gubernialrath das Wort — von Zwang oder auch nur von Überredung darf hier keine Rede seyn. Sollte das Fräulein wirklich eine Abneigung empfinden, so glauben Sie, meine verehrten Freunde, und hier richtete er sich stolzer auf — daß ich den Gedanken nicht ertragen könnte, die Hand einer Frau ohne ihr Herz, oder wohl gar gegen dasselbe zu empfangen; so wie ich — bey diesen Worten suchte sein Blick doch den Boden — mir bewußt bin, aus keinen andern als den reinsten Absichten zu handeln; indem ich in meiner Braut nur das fromme, wohlerzogene Mädchen, die würdige Tochter edler Ältern zu finden hoffe, ohne alle andere Rücksicht —

„Nun, so ganz leer braucht Ihnen mein Kind nicht ins Haus zu kommen,“ sagte der Hofrath.

Daß wir sie gehörig, dem Stande ihrer Ältern und ihres künftigen Gemahls angemessen, ausstatten werden, versteht sich von selbst, fiel die Hofräthinn ein; und einen mäßigen Beytrag zu ihrem Nadelgelde wird sie ihrem Manne auch jährlich bringen — Capitalien aber —

Der Gubernialrath horchte hoch auf. Seine Erwartungen von Nanettens Mitgift waren ziemlich groß; denn das Gerücht hatte, wie es pflegt, aus dem sehr anständigen Fuße, auf dem der Hofrath lebte, der seine Leute pünctlich bezahlte, jeden Freytag an seiner Thüre Almosen austheilen ließ, und Niemanden einen Kreuzer schuldig war, auf ein bedeutendes Stammvermögen geschlossen, und diese Meinung in Umlauf gebracht.

— Capitalien aber, fuhr die Hofräthinn fort, wird sie, so lange wir leben, ihm keine bringen —

Das hat auch nichts zu bedeuten, versetzte mit schneller Fassung und großer Artigkeit der Gubernialrath. Seyen Sie versichert, verehrtes Paar, daß es durchaus nur die innern und äußerlichen Eigenschaften Ihrer liebenswürdigen Fräulein Tochter waren, was mich bewegen konnte, mich um ihre Hand zu bewerben.

Ich zweifle keinesweges, da Ihr eigenes

Vermögen so bedeutend ist, erwiederte die Frau, daß Sie füglich auch ein ganz armes Mädchen —

Das wohl nicht, fiel der Gubernialrath schnell ein. Es ist mein Grundsatz von jeher gewesen, daß die Vermögensumstände, so wie Geburt und Erziehung zwischen Ehegatten, nicht gar zu verschieden seyn dürfen, wenn ein vollkommen glückliches Band unter ihnen bestehen soll. Auch weiß ich Ihre Worte, gnädige Frau, gewiß im rechten Sinn zu verstehen. Ihr Vermögen ist nicht so groß, als das Gerücht es vielleicht verkündet, aber es ist gewiß —

Mit Nichten! Mit Nichten! werthester Herr Sohn in spe — rief der Hofrath. Es ist sehr klein; ja, es verdient den Nahmen eines Vermögens gar nicht. Der siebenjährige Krieg, wo wir Beamte, wie Sie wissen, in Coupons bezahlt wurden, hat mich, so wie viele Collegen, gezwungen, das Wenige, was wir hatten, zuzusetzen, und seitdem war die Zeit zu kurz, als daß bloß aus den Revenüen der Besoldung Bedeutendes hätte zurückgelegt werden können.

Mit einer schnellen Wendung des Gespräches kam der Gubernialrath von diesem nicht erfreulichen Thema auf ein anderes. Es wurde von seinem Haus und Garten in Klagenfurt, von der

Lebensweise daselbst, von den Familien, mit denen er Umgang pflog und bey welchen er seine Künftige einzuführen gesonnen war, gesprochen, und ohne den Wunsch zu äußern, seine Braut zu sehen — eine Enthaltsamkeit, die wohl nicht dem Vater, aber desto mehr der Mutter derselben auffiel, empfahl er sich nach einer Weile, indem er mit großer Wärme, wie es schien, um die Erlaubniß bath, in ein paar Tagen wieder kommen, und vor seiner nahen Abreise sich erkundigen zu dürfen, wie die Gesinnungen seiner liebenswürdigen Braut gegen ihn stünden.

So endete diese dornichte Unterredung, und nachdem der Hofrath noch eine Weile mit seiner Frau expostulirt, und nach seiner Art gedroht hatte, den Weibern den Kopf zurecht zu setzen, ging er auf sein Zimmer, und Frau von Herfeld schöpfte tief auf Athem, rief sich alle Umstände der Scene, welche so eben statt gehabt, alle Worte, Mienen, Geberden des glänzenden Freyers zurück, und es fing sich an in ihr die Meinung zu gestalten, als hätte die Erörterung über das Vermögen der Braut die Liebe und den heißen Drang des Freywerbers in etwas abgekühlt. Es verdroß sie. Es machte sie bitter gegen den Mann, der bey eigenem Reichthum die Mit-

gift eines ohnedieß nicht armen Mädchens so genau zu berechnen, und dadurch an den Tag zu legen schien, daß eben dieß zu hoffende Vermögen den größten Antheil an seiner Bewerbung gehabt habe. Gespannt auf den Ausgang, den diese, jetzt etwas verwickelte Angelegenheit nehmen, und ob und wann der Brautwerber wiederkommen würde, saß sie noch auf dem Sopha, als man ihr den Besuch einer Freundinn meldete. Sie forderte Licht und gleich darauf trat die Generalinn von Rettenburg ein. Der Bediente mit zwey brennenden Kerzen schritt ihr vor, und die brillantne Zitternadel auf dem Tocque von französischen Blonden, so wie die brillantnen Girandoles in ihren Ohren schimmerten im Scheine der Wachslichter, wie sie sich dem Sopha näherte, von dem die Hofräthinn schnell aufstand, um der Eintretenden entgegen zu gehen. Die Generalinn war eine stattliche Frau, die, obwohl über die erste Jugend hinaus, noch hübsch zu nennen war, und ihre Gestalt durch einen geschmackvollen und passenden Anzug zu erheben wußte. Überdieß war sie eine Frau, die durch eine höhere Bildung sich vor den meisten ihres Geschlechtes und Standes auszeichnete, und deren Haus der Sammelplatz der Gelehrten, der schönen Geister und bedeutenden Künst-

ler in Wien, so wie der merkwürdigern Fremden war, die sich alle dort vorstellen ließen. Diese Ansprüche auf Achtung und selbst Celebrität, bey einem tadellosen Verhalten, waren es nun gerade, was die Generalinn bey den übrigen Damen nicht sehr beliebt machte. Aber sie ging ihren Weg unbekümmert fort, und befliß sich nur, durch strenge Beobachtung aller geselligen Rücksichten, auch hierin ihren Neiderinnen keine Blöße zu geben. So war sie heute zur Hofräthinn gekommen, und diese, geehrt durch den Besuch der ausgezeichneten Frau, beeiferte sich, ihr ihre Achtung zu bezeigen. Flüchtig ließ sie ihre Blicke über den Anzug der Generalinn gleiten, dennoch hatte sie Alles genau erfaßt; von den feinen Blonden der Haube zu den kostbaren Perlenschnüren um den Hals, an denen das Herz mit Diamanten besetzt hing; dann die dreyfachen Engageanten ebenfalls von den feinsten Blonden, und zuletzt das Kleid von dunkelm Seidenstoff mit Chenillen brochirt, und an den beyden Seiten so wie auf dem Rock, breit und nach der neuesten Mode mit Crepines, Flor und italienischen Blumen garnirt.

Die Frauen setzten sich zusammen, und es wurde eine Menge von der neulichen Redoute, von der traurigen Fastenzeit, wo keine Theater

seyn, wo kein Noverre'sches Ballet zu sehen, keine Oper von Gluck zu hören seyn würde, gesprochen. Dann ging man, in Ermangelung dieses Stoffes, auf die Tagesneuigkeiten über, und die Generalinn erzählte unter andern, zum nicht geringen Erstaunen der Frau vom Hause, welche mit gespannter Aufmerksamkeit zuhorchte, wie sie den Nahmen des Gubernialraths nennen hörte, daß dieser sich um die Tochter des reichen Barons von Yriarte beworben habe, aber abgewiesen worden sey.

Und wann war das? fragte Frau von Herfeld.

„Vor einigen Wochen — ich weiß es nicht so genau. Übrigens gönne ich ihm den Korb herzlich. Er freyt bloß nach Geld, und ist überhaupt ein flacher, alltäglicher Mensch, der voll Stolz meint, er dürfe nur wählen, um Jede zu bekommen.“

Hm! erwiederte die Hofräthinn. Er ist bey allem dem eine gute Parthie. Ein hübscher, conservirter Mann, der jetzt schon einen ansehnlichen Posten und Vermögen hat, und sicher noch seine Carriere machen wird.

„Sehr möglich — ich will ihm auch seine Verdienste als Beamter nicht abstreiten, aber ich kann nicht glauben, daß er ein Mädchen, das

Verstand und richtiges Gefühl hat, glücklich machen wird.“

Frau von Herfeld schwieg. Sie wußte nichts darauf zu antworten, denn sie verstand die Ansicht der Generalinn nicht.

Und warum, fragte sie nach einer kleinen Pause, hat ihm denn der Baron die Tochter abgeschlagen?

„Auch aus einer sehr alltäglichen Ursache,“ erwiederte die Generalinn, „die Yriarte sind sehr stolz auf ihren alten spanischen Adel; der Vater des Barons ist mit Kaiser Karl aus Spanien gekommen, und man sagt, der Vater des Gubernialraths sey ein kleiner Kaufmann gewesen, was, wie ich meine, dem Sohn, der es so weit gebracht hat, eben Ehre macht. Aber der alte Yriarte denkt anders, und so hat Ein Hochmuth an den Andern angestoßen, und die Parthie hat sich zerschlagen.“

Die Hofräthinn schwieg abermahls. Es war etwas sehr Unangenehmes, was sich jetzt in ihrem Herzen bewegte; sie wußte nicht, ob die Generalinn mit ihren sonderbaren Äußerungen, oder der Gubernialrath; der stolze Baron Yriarte oder ihre widerspänstige Tochter der eigentliche Gegenstand ihres Unwillens war. Doch verbiß sie ihn klüglich, das Gespräch bekam eine

andere Richtung, und bald darauf empfahl sich die Generalinn, und beyde Frauen fühlten sich erleichtert, als sie sich aus der ihnen heterogenen Nähe entfernt hatten.

Zwey Tage nach diesem Besuch, zu der Abendstunde, in welcher die Hofräthinn gewöhnlich ihre nicht fern wohnende Mutter zu besuchen pflegte, fuhr des Gubernialraths Equipage bey ihr vor, man meldete seinen Besuch, und er ließ nebst einer Karte mit p. p. c. noch die mündliche Versicherung zurück, die sein Bedienter der zierlichen Lisette mittheilte, wie sehr sein Herr bedaure, sich nicht persönlich bey der gnädigen Frau beurlauben und noch manches Nothwendige mit ihr besprechen zu können, das ihm sehr am Herzen liege. Aber seine Geschäfte gestatteten ihm keinen längern Aufschub, und er werde so frey seyn, sich schriftlich über alles das zu äußern, was er heute nicht mündlich erörtern konnte.

Lisette überlieferte, als gegen halb sieben Uhr die gnädige Frau wie gewöhnlich nach Hause kam, Billet und Auftrag. „Und jetzt war er da?“ fragte diese, nicht ohne mißbilligendes Erstaunen. „Jetzt? Er weiß ja recht gut, daß ich beynahe täglich gerade zwischen fünf, sechs Uhr nicht zu Hause hin. Seltsam!“ fügte sie kopfschüttelnd hinzu, und warf die Karte auf den Tisch, und

dachte bey sich, daß dieß Verfehlen wohlberechnet, und, zusammengehalten mit den neulichen Äußerungen des Gubernialrathes und dem, was die Generalinn erzählt, wohl auf ein gänzliches Abbrechen der Heirathsnegotiation zu deuten seyn möchte.

Es ärgerte sie. Sie rief sich Alles zurück, was in dieser Angelegenheit zwischen ihr und dem Gubernialrathe vorgegangen, besprochen, erörtert u. s. w. war worden, und immer klarer und widerwärtiger drang sich ihr die Überzeugung auf, daß das Ganze nichts als eine Speculation auf das Vermögen des Hofraths gewesen war, und daß sich der wohlberechnende Freyer nun mit guter Art zurück zu ziehen beflissen sey, da die neuliche Unterredung mit dem Vater der Braut, den Bräutigam unangenehm enttäuscht hatte. Je deutlicher dieß der Hofräthinn wurde, je unwilliger ward sie, und Lisette, die in dem Augenblick eintrat, um sich anzufragen, ob P. Dürnberger wie gewöhnlich Montag Abends zum Spiel käme, und sie daher Chocolade für ihn bereiten sollte? mußte die ganze Ladung des Unwillens aushalten, der zu ihrem Unglück gerade jetzt sich in dem Herzen ihrer Gebietherinn gesammelt hatte, und den diese ohne Barmherzigkeit bloß darum über sie ergoß, weil sie um

etwas gefragt habe, was sie ohnedieß hätte wissen sollen. Lisette antwortete wenig und ziemlich unterwürfig; aber sich ihrer Schuldlosigkeit, wenigstens in diesem Puncte bewußt, nahm sie sich, innerlich der aufgebrachten Frau lachend, vor, bey nächster Gelegenheit sich für diese Unbild sattsam zu rächen, wozu ihr die Intrigue der Tochter mit dem Lieutenant stets willkommene Veranlassung both.

Der Sturm des Schmählens hatte ausgetobt. Die Gebietherinn, froh, ihrer Galle Luft gemacht zu haben, setzte sich etwas beruhigter nieder, und recapitulirte nochmahls jede Äußerung des speculativen Freywerbers. Sie konnte zu keinem andern Resultate kommen, als was ihr der erste verdrießliche Augenblick gezeigt hatte; und doppelt ärgerlich, ja schmerzlich war ihr nun der Gedanke, daß es mit all den sanguinischen Hoffnungen auf kostbaren Brautschmuck für ihre Tochter, auf elegante Equipage, auf die glänzende Rolle, die jene in der Provinzial-Hauptstadt gespielt haben würde, auf die noch glänzendere, die ihrer wahrscheinlich gewartet hätte, wenn der Gubernialrath über kurz oder lang als Hofrath nach Wien versetzt werden würde, zu Ende war. Ach! diese schimmernden Bilder waren es ja gewesen, welche,

im Einklang mit dem imposanten Äußerlichen des präsumtiven Eidams, diese Parthie so wünschenswerth gemacht hatten!

Mitten unter diesen unangenehmen Betrachtungen trat P. Dürnberger ein, und der Hofräthinn Miene trübte sich noch mehr, denn es war wahrscheinlich, daß sie nun wieder Mißbeliebiges über diesen Gegenstand hören sollte. Und so war es auch. Der Herr vom Hause erschien, die Chocolade war genossen, die Bedienung entfernte sich, sobald Karten und Spielmarken gebracht waren. Die drey setzten sich zu einer Parthie L'hombre zusammen, und nun begann P. Dürnberger den Erfolg seiner Erkundigungen mitzutheilen. Auf verläßlichem Wege, wie er versicherte, war es ihm gelungen, mit Gewißheit zu erfahren, daß der Gubernialrath von Wolf sich stark auf die Seite der jetzt immer mehr beliebten Philosophie neige, welche in Frankreich, und besonders in Paris, im Schwange gehe, und als deren eigentliche Häupter man die beyden Scribenten Voltaire und Rousseau bezeichnen könnte. Der Grund wie der Zweck dieser Philosophie sey aber nichts anders, als ein Umsturz aller gegenwärtigen religiösen wie politischen Ordnung, und eigentlicher Atheismus und Gottesläugnung.

Betroffen sahen Herr und Frau den Geistlichen bey diesen Eröffnungen an; indessen mochte dem Hofrathe diese Anklage minder wichtig scheinen als seiner Frau, denn er antwortete, daß, wenn die Sache sich wirklich so verhielte, es ihm zwar um Herrn von Wolfs Gewissensruhe leid thun würde, daß aber, da solche persönliche Überzeugungen nur geringen Einfluß auf das öffentliche wie auf das häusliche Leben eines Geschäftsmannes haben können, er hierin keinen Grund sehe, einer Verbindung mit einem solchen entgegen zu seyn.

Mein Schatz! unterbrach ihn die Hofräthinn; das scheint mir doch ein wichtiger Tadel, denn er könnte Einfluß auf das Seelenheil unseres Kindes haben.

Bah! rief der Hofrath, wer wird sich durch solche Befürchtungen von einer ehrenvollen Parthie abhalten lassen! Meine Tochter ist eine zu gute Christinn, als daß solche Modeschwätzereyen sie in ihrem Glauben irre machen könnten.

Ich bin ganz Ihrer Meinung, gnädiger Herr! nahm P. Dürnberger das Wort, daß Fräulein Nanette eine fromme, gutgesinnte Christinn ist, und ich schmeichle mir, auch das Meinige zu dieser ihrer Seelenstimmung beygetragen zu haben. Aber, gnädiger Herr Hofrath!

Sie glauben nicht, wie sehr die Welt im Argen liegt, und welches Verderben aus den jetzigen Schriften und Reden der sogenannten Philosophen, Physiokraten und Aufklärer hervorströmt.

Ew. Hochwürden, fiel jetzt die Hofräthinn ein, haben aber selbst gesagt, daß Sie diese Nachrichten nur vom Hörensagen haben; vielleicht hat der Gubernialrath Feinde; vielleicht treten wir ihm mit unserm Verdacht zu nahe —

Gnädige Frau! erwiederte der Geistliche, Gott weiß, wie gern ich Ihre Meinung theilen, und das, was ich auf nur zu verläßlichem Wege erfahren, als ungegründet verwerfen möchte können! Aber ich habe vielmehr die wichtigsten Ursachen, meinen Berichterstattern vollen Glauben beyzumessen, und bitte den Herrn Hofrath deßwegen, den Brief zu lesen, den ich von meinem Bruder aus Klagenfurt, der ein College des Herrn von Wolf ist, erhalten habe.

Der Hofrath nahm den Brief. Er kannte des Geistlichen Bruder als einen rechtlichen und vernünftigen Mann, und dieser meldete nun, daß er zwar schon seit Langem den Herrn von Wolf als einen Freygeist und Sectateur Voltaire's gekannt habe, der seine Religionsspöttereyen und sogenannten philosophischen Ansichten in allen Gesellschaften debutire, um für einen

starken Geist zu gelten, daß er aber, der Schreiber des Briefes, sich jetzt auf seines Bruders Ersuchen noch genauer erkundigt, und erfahren habe, wie daß der Herr Gubernialrath schon seit längerer Zeit dem verrufenen Orden der Freymaurer angehöre, und wirklich vor nicht langer Zeit in einer Loge, welche unter dem Schleyer des tiefsten Geheimnisses in Klagenfurt bestehe, zum Meister vom Stuhl ernannt worden sey.

Freymaurer und Meister vom Stuhle! rief der Hofrath, das wäre doch zu stark. Fürwahr! Einem solchen Manne könnte man die Tochter doch nicht geben.

Das war auch meine Ansicht, erwiederte der Geistliche, und darum habe ich mich beeilt, den gnädigen Herrn von diesem Umstande zu informiren, ehe etwa noch weitere Schritte die Sache unwiderruflich gemacht hätten.

Der Hofräthinn war das Herz und der stolze Muth ganz gesunken. Kleinlaut und trübe widersprach sie jetzt nicht mehr. Sie war überzeugt, und war es um so mehr, als auch ihr schon vor einiger Zeit, bey ihren umsichtigen Erkundigungen nach Herrn von Wolfs Character und Betragen, einige Dinge zu Ohren gekommen waren, die sie damahls als leeres Stadtge-

schwätz hauptsächlich deßwegen nicht beachtet hatte, weil es mit ihren Wünschen im Widerspruch stand, die aber nun mit des Geistlichen Nachrichten zu wohl übereinstimmten, als daß sie sich dieser grellen Überzeugung länger hätte entziehen können.

Ihre Augen schwollen von Thränen — denn ein sehr lieber Wunsch war hiermit zu Grabe getragen worden. Das Feenschloß, das ihre Phantasie für ihr geliebtes Kind erbaut hatte, brach Stück für Stück zusammen, und zuletzt verbanden sich noch Religion und Gewissen, um ihr sogar ihre Trauer darüber als sündlich vorzustellen. Sie vermochte es für den Augenblick, vor ihrem Manne und dem Geistlichen, den bittern Schmerz, der ihr Herz durchwühlte, zu bekämpfen. Sie sprach vielmehr noch Einiges mit scheinbarer Ruhe über dieses nun als abgethan anzusehende Geschäft; dann aber munterte sie ihre Gesellschafter auf, dem Spiele sein Recht zu erweisen. Die Parthie wurde eifrig fortgesetzt. P. Dürnberger empfahl sich um halb neun Uhr, d. i. eine halbe Stunde vor der Zeit, wo man gewöhnlich auseinander ging, was denn an einem Geistlichen sehr anständig gefunden wurde, und in der Einsamkeit ihres Zimmers ließ dann die gekränkte Frau ihren Thränen

freyen Lauf. Wer sie so gesehen, hätte zweifelhaft werden können, ob dieser herbe Schmerz ganz allein dem zerstörten Plan für die Tochter, oder, zum Theil wenigstens, dem eigenen Wohlgefallen der eitlen Frau an dem schönen und glänzenden Eidam gelte.

Aber auch diese Thränen trocknete die Zeit, und endlich ein Brief des Herrn von Wolf, der nicht lange nach seiner Zurückkunft an die Frau Hofräthinn einlief, und in welchem er, mit sehr vielem Bedauern und süßen Reden, erklärte, daß bey dem Widerwillen, welchen Fräulein Nanette vor einer Verbindung mit ihm an den Tag gelegt habe, es seinen Grundsätzen wie seiner Art zu empfinden zuwider wäre, die Hand eines Mädchens ohne ihr Herz anzunehmen; ja, daß er dieß als eine Handlung der Niederträchtigkeit betrachten müsse. Er habe also, zwar mit blutendem Herzen — auf das Glück, welches er sich in dieser Verbindung versprochen, verzichtet, und bitte hiermit die Frau von Herfeld, Alles, was zwischen ihnen in Rücksicht dieser Verhandlung vorgegangen, als ungeschehen, und sich selbst, ihr Fräulein Tochter, und auch ihn, den Gubernialrath, als völlig frey von jeder Verbindlichkeit zu betrachten.

Voll Zorn zerriß die Hofräthinn den Brief,

und theilte, noch ganz erhitzt, Abends ihrem Mann und dem Geistlichen beym Spiel den ärgerlichen Inhalt desselben mit, die denn Beyde nach dem, was sie über den Gubernialrath erfahren hatten, sich nur über diese Wendung der Dinge freuen konnten.

Auch Nanette durfte sich freuen. Sie athmete wieder freyer auf. Es war ohnedieß schon seit einiger Zeit des gefürchteten Freyers wenig mehr erwähnt worden; und obgleich es ihre Ältern nicht nothwendig fanden, sich näher darüber gegen sie zu erklären, hatte sie doch selbst aus diesem Schweigen und aus dem Mißklang, der ihr entgegentönte, so oft des Gubernialrathes erwähnt wurde, schon angefangen, Hoffnungen zu schöpfen. Jetzt aber sprach die Mutter offen mit ihr, und die Art, wie sie sich über den schmutzig eigennützigen Brautwerber aussprach, zeigte dem Mädchen deutlich, daß sie von dieser Seite her nichts zu fürchten habe.

Bald darauf, in der Charwoche, wo das milde Frühlingswetter den frommen Bewohnern der Hauptstadt Gelegenheit gab, bey dem Besuchen der schön geschmückten heiligen Gräber in den vielen Kirchen und den übrigen feyerlichen Ceremonien theils ihr religiöses Gefühl zu befriedigen, theils aber, und noch viel all-

gemeiner, dem Vergnügen zu sehen und gesehen zu werden, nachzugehen, verbreitete sich das Gerücht, der Gubernialrath mache einer reichen Hammermeisters-Witwe in Steyermark, in deren Haus ihn der Zufall eines zerbrochenen Wagens geführt, ziemlich ernstlich den Hof, und werde wahrscheinlich nach Ostern die eben so stattlich wohlbeleibte als wohlbegüterte Braut als seine Gemahlinn in die höheren Kreise der Welt einführen.

Noch einen schmerzlichen Stich gab diese Nachricht dem Herzen der enttäuschten Mutter, indem sie zugleich auch den letzten Schatten der Angst aus Nanettens Gemüth verscheuchte. Aber hin war hin, und das Beste schien, gute Miene zum bösen Spiel, und sich in Gesellschaften über den Mann lustig zu machen, der einer Person ohne Erziehung die Hand reichen, und diese ungehörige Erscheinung in die feinere Gesellschaft verpflanzen wollte. Nanetten aber trug diese Nachricht, außer daß sie ihr für den Augenblick Ruhe verhieß, auch weiter keine Rosen; denn von einer günstigeren Gesinnung gegen den Erwählten oder von einer Erlaubniß für ihn, das Haus zu besuchen, war — wie oft auch die Arme dieses Thema von Weitem zu berühren versuchte, durchaus keine Rede

Die trübe Fastenzeit war, wie alles Trübe und wie alles Fröhliche im menschlichen Leben endlich vorübergegangen. Es durfte bald wieder jeden Tag Abends Kaffeh getrunken und ein ordentliches Souper genommen werden, da bisher in den ernsten sechs Wochen Abends nur Suppe genossen wurde, und die Freude am Kaffeh auf die Sonntag-Abende eingeschränkt war. Dafür waren es auch wahre Festtage, und es bewährte sich an diesem kleinen Beyspiel wieder, was man im Leben so oft an Bedeutenderem beobachten kann, daß Entbehrungen die Freuden erst recht würzen, und die Seltenheit dem sonst Gewöhnlichen einen unbegreiflichen Reiz ertheilt. An diesen freundlichen Sonntag-Abenden versammelten sich auch die nähern Bekannten um den Tisch am Canapeh, wo die Hausfrau stets thronte, und nicht wie jetzt, bald hier bald dort im Salon unter den zerstreuten Gruppen zu suchen war, genossen das durch sechs Tage entbehrte Getränk mit größerer Lust, und reihten sich erst später an die Spieltische. Bis dahin aber glaubten sich die Herren verpflichtet, die Damen zu unterhalten, und nicht an den Fenstern oder im Fonds des Zimmers sich zusammen zu stellen und ein besonderes Comittee zu bilden.

Am Ostersonntage war das Fleischessen wieder erlaubt, und nach längerer Entbehrung, (bey vielen Familien hatte sie, wo nicht die ganze Fastenzeit, doch seit dem Freytag vor dem Palmsonntag gewährt) wurde es in den meisten Häusern durch das Weihen einiger Fleischsorten, die in der Kirche von dem Priester gesegnet wurden, gleichsam geheiligt und gefeyert, und sodann dieß Geweihte, wie man es nannte, an alle Hausgenossen und jene Fremde, die eben das Haus zur selben Stunde besuchten, vertheilt.

Es war Sitte, daß die nächsten Verwandten, Freunde und Clienten eines angesehenen Hauses, entweder an diesem oder dem vorhergehenden Tage sich einfanden, um glückselige Feyertage, und daß das Fleischessen wohl anschlagen möge, zu wünschen. Das war denn auch schon größtentheils in des Hofraths Hause geschehen, und eben als die Hofräthinn beschäftigt war, die Portionen des Geweihten an ihre Leute auszutheilen, meldete man den Sattlermeister Preissel, der gekommen war, um dem Herrn Hofrath und der gnädigen Frau die Feyertage zu wünschen.

Er wurde vorgelassen und trat ein. Ein ziemlich wohlbeleibter Bürgersmann. Im feinen aber

nach anderm Schnitte als der der höhern Stände gemachten Tuchkleide; die blaue Atlasweste mit goldenen Borten besetzt, das rund abgeschnittene Haar schlicht zurückgekämmt und durch einen krummen Kamm gehalten, den dreyeckigen platten Hut unterm Arm, näherte er sich in ehrfurchtsvoller Stellung, küßte dem Hofrath und der Hofräthinn nicht die Hand, sondern das Kleid, und brachte so seinen Wunsch an, der herablassend aber freundlich aufgenommen, und durch das Erbiethen, sogleich mit am Osterfleische Theil zu nehmen, erwiedert wurde, wodurch der Herr Sattlermeister sich höchlich geschmeichelt fühlte.

Aber der ehrliche Bürgersmann war nicht deßwegen allein gekommen. Auch damahls, vor sechzig Jahren war es schon, wenn gleich in sehr geringem Grade, Sitte geworden, im Sommer die enge Stadt mit ihren düstern Gassen und mißfälligen Gerüchen zu verlassen, und in einer der umliegenden Vorstädte eine eigene oder gemiethete Gartenwohnung zu beziehen. Damahls war dieß auch viel mehr als jetzt eine Luftveränderung und Verbesserung zu nennen. Vielleicht stand um ein Drittel der Häuser weniger in den Vorstädten als jetzt. Auf keinen Fall waren sie hoch, und eines von zwey Stöcken

eine Seltenheit, die man suchen mußte. Weite, wohlgepflegte Herrschafts- oder auch Gemüsegärten streckten sich zwischen ihnen hin, und Blumenduft und Pflanzenluft im Sonnenschein war es, was der Städter dort athmete. Auch der Hofrath hatte seit mehreren Jahren dieß zu thun gepflegt, und sich bald hier bald dort eingemiethet. Nur muß man sich vorstellen, daß das Glacis nicht so wie jetzt schöne gebahnte Straßen, die nach allen Vorstädten zielen, und vor Allem keine schattigen Alleen, Rasenplätze und einfriedigenden Hecken aufzuweisen hatte, die es zu einer Art von Garten umbilden, der die innere kleine Stadt von den viel größern Vorstädten trennt. Damahls war es wohl auch ein freyer, aber fast wüster Raum, entstanden durch das Demoliren der ehemahligen Vorstädte vor, während und nach der letzten türkischen Belagerung, zu welcher Zeit die Vorstädte etwa eben dort aufhörten, wo sie jetzt anfangen, und über den zu fahren für eine tüchtige Motion galt, weil die Wege so grundschlecht waren. Seit ein paar Jahren aber, seit Meister Preissel ein großes Gartenpalais in einer Vorstadt gekauft, das Erdgeschoß bey seinem ausgedehnten Geschäft als Remisen, Werkstätten und Magazine benützt, und den ersten

Stock sammt dem Garten zu vermiethen gesonnen war, hatte jedes Jahr der Hofrath diesen gemiethet und bewohnt. So war denn der Meister auch heute gekommen, um sich bey Annäherung der Saison darnach zu erkundigen, ob der gnädige Herr auch heuer gesonnen wäre, ihm die Ehre zu gönnen, und sein Miethsmann zu werden? Gern willigte der Hofrath ein, und bald war man über Zins und Zeit der Bewohnung einig.

Er selbst, der reiche Sattlermeister, von dem man glaubte, jeder seiner drey Söhne werde einmahl dreyßigtausend Gulden erben, lebte aber das ganze Jahr mit seiner Familie und seinen Gesellen in einigen Zimmern eben jenes Erdgeschosses; war bürgerlich eingerichtet, aß gut aber ohne Eleganz, kleidete sich eben so, und setzte eine Art Stolz darein (ein Zug des alten Bürgerthums, den wir noch in manchem Iffland'schen Stücke finden), sich durchaus in Nichts über seinen Stand zu erheben. In diesem Sinne duldete er auch an seiner Frau keinen Anzug, wie ihn die Frauen der höheren Stände trugen; keinen Reifrock, kein offenes Kleid, das heißt, die Falten, welche an den Kleidern der Damen von den Schultern an, frey bis an die Erde flossen und dort in eine lange Schleppe

endeten, waren bey der Bürgersfrau um die Hüften mit einer Schürze von schwarzem Seidenstoff zugebunden, und endeten am Knöchel wie jeder Rock. Ja, die strengen Begriffe des rechtlichen Bürgers gingen so weit, daß er einst eine kostbare Spitzenhaube, die seine Frau sich hatte heimlich machen lassen und die er entdeckte, in der Küche mit eigner Hand zerhackte, um ihr zu zeigen, daß er solchen Luxus nicht der Ausgabe, sondern der Anmassung wegen nicht dulden wolle.

So dachten, so lebten die Wiener Bürger vor sechzig, siebzig Jahren. Ihre Gesellen aßen mit ihnen an Einem Tisch, es war ein hausväterliches, aber mitunter auch ein strenges Regiment, das der Hausvater und Meister an Kindern und Gesellen sehr oft mit dem Stock oder Ochsenziemer handhabte. Rohe Worte und plumpe Scherze machten die spärliche Unterhaltung bey Tische aus, an Werktagen wurde fleißig bis zum Feyerabend gearbeitet, und dann sich auch wohl im Wein etwas mehr als gütlich gethan. Am Sonntag, wenn der mächtige Braten, der nie fehlen durfte, verzehrt war, gingen die Gesellen ihrem Vergnügen nach, der Meister aber und die Meisterinn begaben sich zum Segen in die Pfarrkirche, wohnten diesem recht andächtig

bey, und kehrten sodann wieder nach Hause. Hier wurde dann der Sonntagsstaat abgelegt, der Meister ging zuweilen mit einigen seiner Freunde und Gevattern in eine Gewürzhandlung, und erlaubte sichs, bey fremden Weinen und welschem Salat einmahl ein Bischen über die Schnur zu hauen, während die Frau zu Hause sich mit ihren Nachbarinnen und Bekannten an sehr gutem Kaffeh in schweren silbernen Kannen labte. Kam dann gegen acht oder halb neun Uhr der Meister nach Hause, so war er gewöhnlich etwas belebter als sonst, neckte sich auch wohl ein Bischen mit einer von den hübschen Nachbarinnen, gab seiner Frau derbe Schmätze, um keine Eifersucht aufkommen zu lassen, und beschloß so seinen Sonntag bürgerlich und einfach, wie er ihn begonnen hatte.

Es war damahls noch viel von dem alten Bürgersinn unter dieser Volksklasse, von dem Sinn, der in früheren Jahrhunderten, die eigene Würde erkennend und schätzend, sich der Macht des Adels bald allein, bald treu zu seinem angestammten Fürsten haltend, mit diesem vereint, oft und glücklich widersetzt hatte.

In diesem Sinne hatten sie auch ihre ab-

gesonderten Gebräuche und Feste, die mit dem alten Zunftwesen zusammenhingen, und ein solches war es auch, das am dritten Osterfeyertag gehalten wurde und der Bäckeraufzug hieß. Er sollte der Sage oder dem Volksglauben gemäß, in dem geschichtlichen Factum seinen Ursprung haben, daß in einer der beyden türkischen Belagerungen die Gesellen des Bäckers am Heidenschuß (wo noch eine reitende Türkenstatue zu sehen ist), in der Nacht mit Brotbacken beschäftigt gewesen wären, und das Graben und Pochen der Türken gehört hätten, die in einer Mine schon bis dahin gearbeitet und unfehlbar in die Stadt gelangt wären, wenn jene wachsamen Bursche das Getöse nicht vernommen, angezeigt und dadurch die Stadt gerettet hätten. Seltsamer Weise will aber kein Österreichscher oder Wienerscher Geschichtschreiber von diesem Ereigniß etwas wissen, und der bekannte Umstand, daß selbst schon 1529 die Stadtmauern genau denselben Umfang wie jetzt hatten, zeigt deutlich, daß eine Mine durchaus nicht von den äußern Werken vor dem Schottenthor bis dahin, wo jetzt der Türke zu sehen ist, hätte reichen können.

Möge nun dieser Umzug was immer für einen Ursprung gehabt haben, so wurde er bis, ich glaube 1783, jedes Jahr am Osterdinstag

in den Mittagsstunden feyerlich gehalten. Alle Bäckergesellen von Wien, in ihren schönsten Kleidern, mit Hüten, welche rothe Federn schmückten, zogen unter dem Schall der Musik in langer Reihe Paar und Paar durch die Stadt. Einer von ihnen trug auf einer Stange einen sogenannten Osterflecken, einen runden flachen Kuchen von Milchbrot, und in der Mitte des Zuges schwankte eine schöne Fahne, getragen und geschwenkt von einem stattlichen Bäckermeisters-Sohn, den noch einige seines Gleichen umgaben, wovon Einer einen großen goldenen Pokal hielt. Diese Jünglinge, meist hübsche, wohlgewachsene Leute, trugen an diesem Tage das nett zurückgekämmte Haar im Nacken in eine große Locke gerollt, Kleider vom feinsten, meist hellgrauen Tuch, goldene Schärpen mit reichen goldnen Quasten, und dieß Einzigemahl im ganzen Jahre die Abzeichen der höhern Stände, den Federhut, und den Stahldegen an der Seite. Denn so wie das freyflatternde Kleid und der schwarze Mantel, die Enveloppe, (den jetzigen Mantillen ähnlich) — von keiner Bürgersfrau getragen wurde, eben so wenig stellten sich die damahligen Bürger in ihrer Tracht den Adeligen gleich.

Vor dem Hause des Bürgermeisters und

andern mit dem Magistrat der Stadt Wien in Beziehung stehenden höhern Beamten machte der Zug Halt, die Fahne wurde geschwenkt, der Pokalträger von einigen seiner Gefährten begleitet, ging hinauf und präsentirte seinen Pokal, aus dem ihm der Bürgermeister und die andern von ihm begrüßten Herren Bescheid thaten. Als der Umzug vollendet war, zerstreuten sich die Bäcker und brachten den Rest des Tages vergnügt mit Tanz und andern Festlichkeiten zu.

Noch eines andern Aufzugs muß bey dieser Gelegenheit erwähnt werden, der an sich sehr unbedeutend, und nur auf ein einziges nahe bey Wien gelegenes Dorf beschränkt war; seines angeblich historischen Ursprungs wegen aber doch nicht in Vergessenheit begraben werden sollte, obgleich auch diese historischen Erinnerungen auf gar wunderliche Art gefeyert wurden. — Es war der sogenannte Eselritt, der in Hernals wahrscheinlich zuerst am 12. September, dem Tage des Entsatzes von Wien, gehalten, später aber auf die Kirmeßwoche dieses Dorfes, um St. Bartholomäi am Ende des August verlegt wurde. Die Theilnehmer des Zuges, der sich unter militärischer Musik

durch das ganze lange Dorf bewegte, waren großentheils ziemlich grotesk maskirt; sie führten einen Esel mit sich, von dem das Fest seinen Nahmen trug. Hinter ihm schritt ein Mensch in gewöhnlicher deutscher Tracht, mit Ketten belastet und von einem Türken geführt, dem auf einer Art von Triumphwagen ein sogenannter Sultan mit seiner Sultaninn in theatralischem Pompe, und hinter ihnen noch viele maskirte Türken folgten. Unbegreiflich ist es, wie diese Ceremonie, so ganz der historischen Wahrheit entgegen, die Türken als Sieger darstellen und feyern konnte, und dennoch läßt sich kein anderer Ursprung dieses sowohl als des vorherbeschriebenen Bäckeraufzuges erdenken, als die Erinnerung an die zweymahlige Türkengefahr der Hauptstadt. Auch dieser Gebrauch hörte mit 1783 auf.

In Nanettens kleiner Herzenswelt bereiteten sich seit des Gubernialrathes Abreise allerley unmerkliche Veränderungen, welche größern und bedeutendern den Weg bahnten. In ihrer Ältern Hause wurde wenig gelesen, und von den Bewegungen in der literarischen Welt, die in andern Kreisen schon merkliche Veränderungen

hervorgebracht hatten, war in ihren geregelten Haushalt wenig oder nichts gedrungen. Romane zu lesen wurde als nutzloser Zeitverderb betrachtet und deßhalb verbothen. Dennoch hatte Nanette durch eine Freundinn den Grandison, die Clarisse, und hier und da einen französischen Roman bekommen, und heimlich mit der höhern Lust am Verbothenen gelesen. Wenn aber auch die Gestalten und Empfindungen in diesen Büchern Nanettens Phantasie ein wenig über das Alltägliche hinausführten, so waren doch ihre Umgebungen, und vor Allem der Gegenstand, auf den der Zufall das erwachende Gefühl ihres Herzens geleitet hatte, durchaus nicht darnach, um ihrer Phantasie einen höhern Schwung, oder ihren Empfindungen eine feinere Richtung zu geben. Der Lieutenant von Zornau war ein Offizier nach dem ancien regime, dessen Gesichtskreis sich nicht jenseits des Exercitiums und Reglements erstreckte; brav vor dem Feinde, pünctlich im Dienste, galant gegen Damen und ein trefflicher Tänzer. Jetzt drohte aber der Sicherheit, mit der er schon seit mehr als anderthalb Jahren im Herzen seiner hübschen Cousine thronte, eine Gefahr von einer Seite, an die er auch im wunderlichsten Traum nicht gedacht haben würde.

Sie kam aus einem — Buche — einem Wesen, das kaum in den Bereich seiner Gedanken gehörte, und dieß Buch war: Werthers Leiden, welche eben damahls im nördlichen Deutschland jene große Aufmerksamkeit zu erregen angefangen hatten, deren Wirkungen sich bald auch über das übrige Vaterland verbreiteten.

Nanette las — und eine neue Welt that sich vor ihrem geblendeten Geiste auf. Manches war ihr unverständlich. Mit kindlicher Herzlichkeit suchte sie bey der nächsten geheimen Zusammenkunft von ihrem Geliebten Aufklärung darüber zu erhalten. Aber wie unangenehm berührte sie die vollkommene Gleichgültigkeit und die noch größere Unwissenheit, womit der Lieutenant nicht nur ihre Fragen unerörtert ließ, sondern Alles, sammt dem Buche selbst, das, wie eine himmlische Offenbarung, ein bisher ungeahntes Licht in Nanettens Seele verbreitet hatte, als unnützen Plunder verwarf.

Verstimmt zog sich Nanette in sich selbst zurück. Sie hatte sich so sehr gefreut, den Wiederklang ihrer neuen Gefühle, den Spiegel der ihr ungewohnten Ansichten, in des Geliebten Seele zu finden, mit ihm die Schönheiten dieser ihr neuen Schöpfung zu genießen, und wie sehr hatte sie geirrt!

Von diesem Augenblick war ihr Verhältniß zum Cousin gestört. Sie liebte ihn unstreitig noch, und wäre er in der Lage gewesen, ihr seine Hand auf der Stelle anzubiethen, sie würde sie mit Freuden angenommen haben. Aber so ganz, so ausschließend, so schimmerreich herrschte sein Bild nicht mehr in ihrem Herzen, und oft und immer öfter drängte sich ihr ein flüchtiger Gedanke, ein stiller Wunsch, endlich eine Art von Verlangen auf, daß doch der Cousin, der so gut und so hübsch war, auch so zu reden, zu schreiben, zu empfinden vermöchte, als dieser ihr unbekannte, und doch ihrer Seele, wie sie meinte, so nahe gestellte Jüngling, dieser Werther! Und seine Betrachtungen beym Anblicke der Natur; der Abend beym Tanz, die Scene am Fenster während des Gewitters; die Qualen, die seine Seele zerfleischten; sein Stolz, mit dem er sich gegen die conventionellen Schranken stemmte; seine leidenschaftliche Glut, das Unglück seiner hoffnungslosen Liebe; jene Vorlesung des Ossian, und sein Tod! — Nein! Nein! rief sie, wenn sie wieder einmahl das Alles gelesen hatte, denn sie konnte sich nicht entschließen, sich von diesem Buche zu trennen. Nein! es ist nicht möglich, daß es ein größeres Glück auf Erden geben könnte, als von einem

solchen Manne, wie dieser Werther, geliebt zu werden!

Man sieht, wie gefährlich es bereits um Nanettens Treue gegen den Cousin stand.

Indessen kam die schöne Jahreszeit herbey, und ehe die Übersiedlung in die Gartenwohnung angetreten werden konnte, standen der Hofräthinn noch zwey Pflichten zu erfüllen bevor. Die erste betraf das ganze Haus, und bestand in der sogenannten Frühlings- oder Majalcur, vermöge welcher alle Individuen der Familie entweder zur Ader lassen, oder doch Blut und Magen reinigende Arzneien nehmen, oder Beydes thun mußten. Das war so Sitte in allen Häusern, ohne daß eben ein bestimmtes Übel diese Cur angezeigt oder nothwendig gemacht hätte. Dieser Tag, wo unter der Leitung des Hausarztes die Cur vorgenommen wurde, war ein Tag der Ruhe für Alle, und in den Klöstern jener Zeit allemahl ein Freudentag, der mit besserer Kost gefeyert wurde. Nach Erfüllung dieser diätetischen Pflicht blieb die zweyte, die gesellige, noch übrig; die Hofräthinn machte nähmlich sammt ihrer Tochter eine Visiten-Runde bey ihren Bekannten und Freundinnen, um Abschied zu nehmen. Einige

Frühlings-Nachmittage waren dazu bestimmt, und Beyde erschienen im vollen Staate mit hohen zartgepuderten Frisuren, deren künstlichen Bau ein kleines Kissen trug, und den viertel- bis halbellenlange Nadeln stützten, und auf dessen Spitze bey der Mutter ein kleiner Tocque von Spitzen mit Blumen und Schmuck saß, während bloß Bänder und ein Paar Schwungfedern in Nanettens Locken prangten. Die Hofräthinn war noch überdieß stark geschminkt, weil dazumahl die Schminke zum vollen Anzug gehörte.

Nach der damahligen Kleideretikette, wo mit dem Ostersonntag das Reich der Sammte, Atlasse, Pelze, der Brüßler-Spitzen u. s. w. zu Ende ging, und das der eigentlichen Sommerstoffe noch nicht beginnen durfte, trug die Mutter über dem weiten Reifrock ein Kleid von feinstem indischen Zitz mit Niederländer-Spitzen besetzt; die Tochter eines von gesticktem Schweizermusselin, mit Rosataffet gefüttert, was zeigt, daß die jetzige Mode der buntgefütterten Musseline und Organdis ebenfalls ein Rokoko, etwas den Groß- und Urgroßmüttern Nachgeahmtes ist. Über die Treppe hinab trug der Bediente der Mutter Schleppe, Nanette mußte sich mit der ihrigen selbst befassen.

Schon waren einige Besuche abgestattet, nur Einer erübrigte für heute noch vor dem Theater, der bey der Generalinn von Rettenburg, die vor einigen Wochen der Hofräthinn eine sehr unangenehme Stunde gemacht hatte. Im Grunde mochten sich die beyden Frauen nicht, aber der Wohlstand hatte sie vereinigt, und der Wohlstand hielt sie in leidlichen Beziehungen zu einander, wobey es Keine sparte, Alles, was zum Nachtheil der Andern erzählt wurde, gern zu glauben, und mit nöthigen Erläuterungen und Erweiterungen zu verbreiten. „Die Visite machen wir so kurz als möglich," flüsterte sie der Tochter auf französisch zu, indem sie die Treppe hinaufstiegen, und der Bediente, der die Schleppe trug, sich dicht hinter ihnen befand.

Nanette war's zufrieden. Sie traten ein, und fanden einige Personen beyderley Geschlechts. Die Damen erhoben sich, um die Eintretenden zu begrüßen, und ein junger Mann sprang schnell vom Clavier, an dem er gesessen und präludirt hatte, empor. Wie ward Nanetten zu Muth, als sie einen blauen Frack und paillefarbe Unterkleider an einer der schlanksten und gewandtesten Männergestalten, die ihr je vorgekommen, erblickte, und nun auch, wie

sie verstohlen den Blick bis zu seinem Gesichte erhob, in den tiefen aber feinen Zügen, in dem melancholischen Blick der dunkeln Augen einen Ausdruck zu erkennen glaubte, der, so wie die elegante Kleidung und nachlässige aber geschmackvolle Frisur, allerdings einem Werther angehören hätte können! Ihre Phantasie war bestochen, gefangen, und ihre Zerstreuung ließ sie beynahe vergessen, die gehörigen Begrüßungen zu machen.

Die Generalinn stellte die Damen einander vor, und nannte die Eine ihre Schwägerinn und den jungen Mann ihren Sohn, der erst von seiner großen Reisetour zurückgekommen war, um sich hier dem Staatsdienste zu weihen, nachdem er früher seine Studien in Göttingen gemacht hatte, was damahls unter den höhern Ständen nicht ungewöhnlich war. Das Gespräch wurde bald allgemein, und hauptsächlich durch den jungen Mann, der seltene Kenntnisse und einen gebildeten Geist entwickelte, aufs angenehmste belebt. In der Hofräthinn Haus waren solche Unterhaltungen eine Seltenheit, und nur P. Dürnberger, ein gelehrter und zugleich sehr verständiger Mann, und ein Paar ältere Freunde des Hauses, würzten zuweilen die Unterhaltung mit gehaltvolleren Bemerkun-

gen und Raisonnements, die stets an Nanetten eine aufmerksamere Zuhörerinn als an ihrer Mutter fanden. Auch jetzt ging ihr die Seele bey diesem Gespräche recht auf, und dieß vollendete den Zauber, welchen früher das Auge allein auf sie zu üben begonnen hatte. Noch befangener aber machte sie die Beobachtung, zu der ja jedes junge Mädchen die geeignetsten Fühlfäden in sich trägt, daß nähmlich die Reden des jungen Mannes zuweilen an sie vorzugsweise gerichtet, die Blicke seiner düstern Augen auf sie geheftet zu seyn schienen. Jede solche Bemerkung machte sie erröthen, und obwohl sie um Alles in der Welt nicht vermocht hätte, ihn anzusehen, wußte sie doch genau, was er that, und wohin sein Blick sich wendete.

Ihre Mutter hatte sich, trotz ihres Vorsatzes, den Besuch sehr abzukürzen, doch durch die Lebhaftigkeit und Annehmlichkeit des Gespräches verleiten lassen, länger zu bleiben, und jetzt, als sie sich endlich erhob, weil es bald Zeit war ins Theater zu gehen, wußte es die Generalinn geschickt zu veranlassen, daß sie ihr ein paar Worte allein zuflüstern konnte, indeß ihr Neffe die Enveloppen der Damen im anstoßenden Zimmer holte, um sie ihnen umzugeben, und diese Worte waren nichts anders, als die

Äußerung, daß sie dem Hofrath ihren Neffen vorzustellen, und ihn, der jetzt eine Bedienstung suche, seinem mächtigen Schutz und Fürwort zu empfehlen wünschte.

Die Hofräthinn fühlte sich sehr geschmeichelt durch dieses Ersuchen, und die Generalinn stieg um ein Merkliches in ihrem Wohlwollen. Sehr verbindlich antwortete sie der Tante, und ein recht gütiges Lächeln dankte dem Neffen für die Gewandtheit und Zierlichkeit, mit der er ihr die Enveloppe umgab. Minder glückte es bey Nanetten. Sie mußte nachhelfen, sie mußte das Haupt um die Schulter wenden, um den Mantel heraufzuziehen, der seinen Händen entschlüpft war, ihr Auge traf auf das seinige, Beyde errötheten, Beyde schlugen die Blicke nieder. Indessen hatte Nanette die Enveloppe befestigt; der junge Mann, nach der Sitte jener Zeit, küßte der Mutter und ihr die Hand, die ihm zu zittern schien; dann both er, auf einen Wink seiner Tante, der Hofräthinn den Arm, führte sie die Treppe hinab, half Beyden in den Wagen, und erhielt noch einen Blick von Nanetten, dessen Ausdruck ihn den ganzen Abend beschäftigte.

Im Nachhausefahren sprach sich die Hofräthinn etwas beyfälliger als sonst über die

Generalinn aus, und erwähnte noch mit Lob des jungen Rettenburg, der ein sehr wohlerzogener, unterrichteter Mensch zu seyn scheine. Nanette war zu befangen, und zu ungewohnt, sich vor der Mutter auszusprechen, als daß sie viel geantwortet hätte. So brach das Gespräch bald ab; denn davon, daß Rettenburg bey ihnen vorgestellt werden sollte, erwähnte die Hofräthinn gar nichts, weil sie die Sache als eine Geschäftsbeziehung betrachtete, die lediglich ihren Mann anging.

Nach einigen Tagen ging nun der Auszug nach dem Garten auf der Wieden vor sich, und Nanette machte ihn ziemlich betrübt mit; denn in dieser Entfernung von der Stadt wurde es ihr sehr erschwert, die Freundinn öfters zu besuchen, bey der allein es ihr möglich war, den stets noch geliebten Cousin zu sehen und zu sprechen, weil diese ins Vertrauen gezogen war, und durch Lisettens dienstfertige Schlauheit die Bestellungen geordnet wurden. Aber diese Zusammenkünfte hatten seit der Bekanntschaft mit dem Roman von Göthe einen großen Abbruch an Vergnügen gelitten. Es zeigten sich immer mehrere und bedeutendern Divergenzen in den Gesinnungen der beyden Liebesleute; und vollends seit ein Gegenstand erblickt worden war, der

das Ideal eines Werthers ins Leben treten zu lassen geeignet schien, hatte der herzensgute aber einfache und ungebildete Cousin noch einen viel schwerern Stand, und es ging beynahe keine solche Begegnung ohne einen großen Zank vorüber, den nur in der Abwesenheit reuige Billete von beyden Seiten ausglichen, um ihn bey der nächsten Zusammenkunft zu erneuern.

Da fiel auf einmahl — wie ein Blitz aus den Wolken — der Befehl, daß des Cousins Regiment aufbrechen und nach Böhmen marschiren sollte, zwischen die Unzufriedenen; und der Schmerz der Trennung, die Ungewißheit des Wiedersehens, die Möglichkeit der Gefahr, da man allgemein von einem Krieg mit Preußen zu sprechen begann, glichen auf einmahl alle Ungleichheiten aus. Nanette fühlte wieder alle Glut früherer Leidenschaft für den geliebten Vetter. Sie dachte nur an die Beschwerlichkeiten der Märsche, an die Entbehrungen, die ihm bevorstanden, an die Gefahren, die ihm drohten, und so trennten sie sich mit heißen Thränen und Versicherungen ewiger Treue und unveränderlicher Zärtlichkeit.

Vierzehn Tage mochten vielleicht vorüber seyn, seit der Lieutenant Wien und seine Geliebte zu ihrem großen Schmerze und der Mut-

ter eben so großer Beruhigung verlassen hatte. Von dem erstern wurde keine Notiz genommen, und Nanette mußte sich begnügen, ihre Trauer, wie früher ihre Liebe fest und tief in ihre Brust zu verschließen. Was aber durch manchmahl verweinte Augen und eine blassere Gesichtsfarbe an ihr bemerklich und von dem Vater, der seine Tochter sehr liebte, beredet wurde, das mußte durch allerley Ausflüchte bemäntelt werden. Die Mutter verhielt sich bey solchen Untersuchungen meist schweigend, und drückte daher der Tochter Vertrauen, wenn sie eines zu ihr hätte fassen können und wollen, immer weiter von sich. Übrigens aber begegnete sie ihr viel gütiger seit des Offiziers Abreise; suchte ihr durch kleine Geschenke und erfüllte Wünsche Freude zu machen, und Nanette erkannte dieß auch dankbar durch erhöhte Aufmerksamkeit auf alle Winke der Mutter und schnellen Gehorsam. Zu Explicationen aber kam man nicht; denn Jedes schien aus geheimen nicht unstatthaften Gründen dieß zu vermeiden. Nanette fürchtete den Zorn der Mutter, der leicht heftig entbrannte, und die Hofräthinn kannte sich doch so weit selbst, daß sie Scenen, die auf diese Art leicht möglich waren, gern vermied.

Von dem Neffen der Generalinn war durch diese ganze Zeit im Hause des Hofraths keine Rede gewesen. Der Besuch und die Vorstellung hatte noch nicht Statt gefunden. Die Hofräthinn fand sich durch diese Säumniß beleidigt, und wenn sie der Tante gedachte, geschah es stets mit jener Bitterkeit, mit welcher sie dieser Frau, die ihr in so vieler Hinsicht zu glänzend gegenüber stand, zu denken pflegte.

Der Garten, welchen der Hofrath im Hause des Sattlermeisters bewohnte, war nach dem Geschmacke der ältern Zeit prächtig und zierlich zugleich angelegt. Ein künstlich gearbeitetes Eisengitter trennte ihn von dem geräumigen Hofe, und öffnete den Eingang in den nettgehaltenen und durch breitere oder schmälere Gänge in rechtwinklichte Felder getheilten Raum. Der Blick des Eintretenden fiel zuerst auf ein Parterre, an dessen Ecken hohe Taxus-Pyramiden standen, und auf welchem sich schöngeschwungene Arabesken mit niedrigen Buxussäumen eingefaßt, weithin streckten, in deren Mitte der Nahmenszug des vormahligen Gartenbesitzers prangte. Um diese Schnörkel herum, die mit Sand von verschiedener Farbe ausgefüllt waren, zogen sich geradlinichte Rabatten, in welchen schöne Zwergobstbäume zwischen wohl-

gepflegten Blumen, als Rosen, Ranunkeln, mehrfarbigen Lilien u. s. w. das Auge erfreuten. Am Ende des Parterre's stieg ein Wasserstrahl aus einer Gruppe von Meergöttern in einem Bassin empor, fiel plätschernd herab und vermehrte die angenehme Kühle, welche ein Kastanienwäldchen, dessen Zweige rechtwinklich von allen Seiten beschnitten, ein viereckiges Dach bildeten, hier verbreitete. Hinter diesem Wäldchen folgten nun verschiedene Berceaus mit wahrem oder wildem Wein überzogen, und führten zuletzt zu einer niedlichen Gloriette in Chinesischem Geschmack, die, auf einer kleinen Anhöhe liegend, eine Art Belvedere bildete, und die Aussicht über die benachbarten Gärten, einen Theil der Stadt und den Kahlenberg im Hintergrunde both. Weiter zurück lagen dann die Gemüsebeeten, der große Obstgarten, kurz die eigentliche Prosa der Gartenkunst.

An einem schönen Frühlingsabend saß die Familie des Hofraths mit einigen Freunden im Schatten eben dieses Kastanienwäldchens beysammen, als auf einmahl ein Postzug von vier prächtigen Eisenschimmeln auf den Hof, den man vom Kaffehtisch überblicken konnte, heranrollte. Ein Bedienter und zwey Husaren in prächtigen Uniformen sprangen ab und halfen

einem ältlichen Herrn in Generals-Uniform aus dem Wagen, und ein jüngerer, im dunkelfarbigen, mit leichter Stickerey gezierten seidenen Staatskleide, weißseidenen Strümpfen, blitzenden Steinschnallen, den weißbefiederten Hut unterm Arm, sprang ihm leichtfüßig nach.

„Der General von Rettenburg mit seinem Herrn Neffen!“ meldete des Hofraths Bedienter, der schnell in den Garten trat. Ein Zug von Überraschung, nicht ohne bittere Beymischung wegen der langen Zögerung, zeigte sich in der Hofräthinn Mienen. Nanette war mit Purpur übergossen, denn Er war es, der Werther ihrer Ideen, der aber heute allenfalls so aussah, wie jener in der Gesellschaft bey seinem Chef gekleidet gewesen seyn mochte. Der Hofrath ging den Eintretenden entgegen, die Herren sprachen lang und angelegentlich, und kamen dann durch das Garten-Paterre gegen die Gesellschaft zu. Nun erhoben sich auch die Damen und Herren, welche diese ausmachten, und die saure Miene der Frau vom Hause glättete sich allmählig, als der General, ihr mit ritterlicher Galanterie die Hand küssend, den wahrlich nicht übel aussehenden Neffen präsentirte; sein langes Außenbleiben mit seiner eignen Krankheit und dem Wunsche entschuldigte, den ihm so

werthen Jungen selbst vorzustellen, und ihn der Gnade des Herrn Hofraths selbst empfehlen zu wollen. Auch Sie, meine gnädige Frau, setzte er endlich hinzu, bitte ich um Ihr gütiges Vorwort für meinen Fritz bey Ihrem Herrn Gemahl, und um Ihre Huld für den jungen Menschen, der sich alle Mühe geben wird, sich ihrer würdig zu machen. Fritz aber küßte ihr mit leichter Verbeugung die Hand, und fügte Versicherungen seiner innigsten Achtung bey.

Befriedigt durch diese Erklärung und geschmeichelt durch die ganze glänzende Erscheinung in ihrem Hause, bath die Hofräthinn die Herren, sich am Kaffehtische niederzulassen. Es geschah, und sey es nun, daß das Arrangement der Stühle es nicht anders erlaubte, oder von Fritzens Seite etwas Absicht obwaltete, genug, der General nahm seinen Platz neben dem Kanapeh an der Seite der Frau vom Hause, und der Neffe fand keinen andern als den neben Nanetten. Diese hatte heute gerade den Anzug gewählt, der seit der Lectüre von Werthers Leiden eine ihrer liebsten Toiletten war, wenn ihr die Umstände erlaubten, im Halbputz zu erscheinen, ein weißes Kleid nähmlich, mit Rosaschleifen. Ein paarmahl glaubte sie auch des jungen Mannes Blicke mit eignem Ausdruck auf

diesen Schleifen haften zu sehen, und sie war wo möglich heute noch etwas verlegener als beym ersten Zusammentreffen. Aber der feine Ton ihres Nachbars, so wie des Generals treuherzige Lebhaftigkeit halfen bald über alle Schwierigkeiten hinaus. Eine angenehme Unterhaltung belebte den kleinen Kreis im Kastanienwäldchen, und Nanette fand allmählig auch ihre gewohnte Heiterkeit wieder. Ihr Nachbar erzählte so angenehm von seinen Reisen, von neuen Schriften, auch wohl von ältern, die ihr kaum dem Nahmen nach bekannt waren, schätzte sich glücklich, sie ihr bringen zu können, wenn sie Lust hätte, sie zu lesen; kurz er unterhielt sie auf eine Weise, die ihr ganz neu war, und die sie im Umgang mit dem Cousin nur darum nicht vermißt hatte, weil sie sie nicht gekannt. An die Karten dachte Niemand in dem angenehm belebten Kreise, bis die sinkende Sonne etwa nach einer kleinen Stunde den General erinnerte, daß er als Reconvalescent sich noch vor der Abendluft zu hüthen habe. Er stand daher mit Bedauern auf, das anziehende Gespräch zwischen dem Neffen und Nanetten mußte abgebrochen werden, aber der Hofräthinn verbindliche Einladung, und die herzliche Art, mit der der General zusagte, ließ

eine baldige Wiederholung des willkommnen Besuches erwarten, und in dieser frohen Hoffnung trennte man sich für dießmahl.

Was nun folgt, kann Jedermann sich sagen. Fritz Rettenburg wurde in dem Collegio, in dem der Hofrath diente, und großentheils durch seine Verwendung angestellt, und erhielt die Erlaubniß, das Haus desselben zu besuchen, von der er indeß mit großer Bescheidenheit, nach der Sitte der damahligen Zeit, Gebrauch machte, und nur selten, nur unter einem schicklichen Vorwand allein, sonst immer mit Oncle und Tante in den Abendstunden kam. Doch Nanette gewahrte bald, daß es nicht die Dienstrücksichten allein waren, die ihn in ihrer Ältern Haus zogen; sie gewahrte, oder vielmehr sie ahnete, sie fühlte, daß diese Besuche ihr galten, und sie wußte nicht, wenn sie an ihren Cousin dachte, ob sie sich darüber freuen oder ängstigen sollte. Fritz seinerseits glaubte in dem Mädchen, das seinen Augen beym ersten Anblick durch feine Gestalt und sittsames Benehmen so wohl gefallen hatte, im längern Umgang viel natürlichen Verstand und die Möglichkeit einer höhern und weitern Geistesentwickelung zu fin-

den, als ihr durch ihre Mutter werden konnte, die sie zu einer bloßen Nätherinn und Köchinn zu erziehen im Stande war. Er sprach oft und lange mit ihr, er brachte ihr Bücher, er erweiterte ihren Gesichtskreis. Sie lernte die neuere deutsche Literatur, Geßner, Gellert, Haller, u. s. w. und endlich Lessing, Wieland, Göthe näher kennen. Ihr junger Freund war es, der die Wahl der Bücher für sie zu treffen, und ihrem Geiste dadurch diejenige Richtung zu geben suchte, welche ihm die nützlichste und lohnendste für sie schien. Die Saamenkörner, welche aus dieser Lectüre in ihr Gemüth gestreut wurden, fielen auf kein dürres Erdreich, und mit Vergnügen sah ihr Führer nach einigen Monathen sich recht liebliche Blüthen verfeinerter Gefühle, höherer Ansichten, vor Allem aber eines richtigen Urtheils daraus entwickeln. Daß sein Herz dabey nicht ruhig blieb, war natürlich, und vielleicht trug der Umstand, daß er das Terrain in dem ihrigen noch immer mit einem früheren Besitzer zu theilen hatte, was ihrem Betragen gegen Fritz etwas Ungleiches, Widersprechendes gab, nicht wenig bey, des jungen Mannes Leidenschaft zu erhöhen.

Noch immer nähmlich correspondirte Nanette mit dem Cousin, obwohl die Briefe sich

langsamer folgten als im Anfang. Der Lieutenant hatte in Prag und Töplitz angenehme Bekanntschaften gemacht, die nebst dem Dienst seine Zeit in Anspruch nahmen, und Nanette, mit Recht etwas ungehalten über diese Lässigkeit, fand ihrerseits, daß des Cousins Briefe doch gar zu gehaltlos, und — was sie erst jetzt bemerkte, weil sie es zu beurtheilen verstand, schlecht und selbst unorthographisch geschrieben waren.

Wie ganz anders klangen die Briefe von Gellert, Rabener, um die mit allem Zauber der Poesie und aller Glut der Leidenschaft geschriebenen im Werther gar nicht zu erwähnen! Sie fing an, sich des ungebildeten Cousins zu schämen, und sie würde es für eine Art Unglück gehalten haben, wenn solch ein Blatt dem neuen Freunde in die Hände gerathen wäre.

Allmählig ging es, wie es eben gehen mußte. Nanettens Briefe wurden kürzer, ruhiger. Sie hatte dem Cousin wenig zu sagen, denn von dem Gegenstande, der jetzt ihre Phantasie beschäftigte, durfte sie natürlicherweise nichts erwähnen, und der Lieutenant, dem das Schreiben stets beschwerlich gefallen, war froh, seine Unlust hinter eine Art von Schmollen zu verstecken. Er machte Nanetten in ganz kurzen Briefen Vorwürfe über den Ton, der in den

ihrigen herrschte. Es verdroß sie; sie zögerte bis sie endlich antwortete. Der Cousin trotzte seinerseits, und ließ lange auf einen neuen Brief warten; denn er unterhielt sich sehr wohl auf den Schlössern des benachbarten Adels. Vermuthlich fanden sich auch dienstfertige Menschen, an denen es nie fehlt, die den abwesenden Lieutenant von der neuen Bekanntschaft im Hause des Hofrathes, so wie Nanetten von den angenehmen Nachbarschaften unterrichteten, welche der Cousin in seiner jetzigen Garnison gefunden. Beyde setzten nun die Trotzköpfchen auf. Beyde wollten erst einen Brief erwarten, ehe sie wieder schrieben, und wenn einer ankam, wurde er schon mit ungünstigen Augen gelesen, jedes Wort gedeutet und so lange daran gemäkelt, daß auch nicht Ein gutes übrig blieb. Da nun während dieser Zeit Fritz immer mehr Fortschritte in Nanettens Herzen machte, und die Empfindungen der jungen Leute bereits auch von Andern bemerkt und besprochen wurden, so fand es Nanette ihrer eigenen Würde und der Rechtlichkeit gegen den Cousin gemäß, diesem unverhohlen die Wahrheit, wenn auch nicht die ganze, zu entdecken, und sie schrieb ihm, daß, da ihre Gesinnungen für ihn sich nie des Beyfalls ihrer Ältern zu erfreuen gehabt hätten, und sich

ihrer einstigen Verbindung zu große Hindernisse entgegen setzten, so fände sie es der Pflicht und Vernunft gemäß, ein Verhältniß, das nur dazu dienen könnte, zwey Herzen fruchtlos zu fesseln, und Jedes ohne Hoffnung zu quälen, lieber mit des Cousins Einwilligung aufzulösen, wobey sie hoffte, er würde ihr Freund bleiben, so wie auch sie ihm unveränderliche Freundschaft angelobe. Zum Schluß bäthe sie um ihr Porträt und ihre Briefe, so wie um eine sichere Adresse, um ihm die seinigen zurückzusenden; welche denn auch in kurzer Zeit, von einem so höflich kühlen Briefe des neuen Herrn Rittmeisters begleitet, ankamen, daß sich auch nicht der geringste Groll dahinter ahnen ließ, und Nanette ihr Herz sehr erleichtert fühlte, besonders als sie zufällig von einer vortheilhaften Heirath hörte, die der Rittmeister in Prag zu schließen im Begriff stand.

Dieß Verhältniß war also gelöset, ganz nach der Weise, die damahls Sitte war — und vielleicht noch ist. Indessen sah der Hofrath und seine Frau sich ein neues knüpfen; der erste mit Billigung, denn der junge Rettenburg war ein talentvoller, geschickter und dabey fleißiger Ar-

beiter, von dem jeder seiner Vorgesetzten, der seine Leistungen beurtheilen konnte, prophezeyte, daß er eine schnelle und glänzende Carriere machen werde, und der in ihrer Aller Augen nur den einzigen aber großen Fehler hatte, daß er sich klüger dünkte als seine Chefs, und es nicht über sich gewinnen konnte, dieß nicht oft, und oft am unrechten Orte zu zeigen. Überdieß war er des reichen und kinderlosen Generals Neffe, Liebling und wahrscheinlicher Erbe, und er sowohl als Nanette ja noch so jung, daß sie füglich einige Jahre warten konnten. „Habe ich doch selbst,“ schloß er dann, wenn die Hofräthinn manchmahl ihre Bedenklichkeiten gegen ein Verhältniß von so langer Aussicht vorbrachte, seine Ermahnungen mit den Worten, „habe ich doch selbst wie ein zweyter Patriarch Jakob beynahe sechs Jahre um dich gedient!“ und er zog sie dann an die Brust, drückte ohne Rücksicht auf Frisur und Spitzenhaube ihr einen derben Kuß auf die Stirn, und die Erinnerung einer schönen Vergangenheit mußte die Zweifel über Gegenwart und Zukunft beschwichtigen.

Ihr war die Sache dennoch nicht recht nach dem Sinne. Der Gubernialrath, der angesehene reiche Freyer schwebte ihr noch immer vor. Ein solcher, einer, der bereits war, was

Fritz erst nach Jahren werden konnte, wäre eigentlich ihr Wunsch gewesen. Und wer bürgte ihr denn dafür, daß dieser es auch gewiß werden würde? Wie viele Hoffnungen solcher Art waren schon getäuscht worden! Doch konnte sie sich nicht verhehlen, daß Fritzens Erscheinung in ihrem Hause, und das Ascendant, wie sie es nannte, das er über Nanettens Geist gewonnen, doch schon einige gute Folgen gehabt hatte. Obwohl davon nie eine Erwähnung geschah, und sie selbst, die Mutter, des Lieutenants Nahmen nie nannte, glaubte sie doch aus verschiedenen Anzeichen mit Sicherheit schließen zu können, daß der vorige Herzensbesitzer durch den neuen Freund entthront war; und das war in ihren Augen ein wahres Verdienst, das dieser sich erworben hatte. Überdieß entwickelte sich Nanettens Geist, ihre Beurtheilungskraft, ihre Gewandtheit immer vortheilhafter, und sie schien nach Verlauf einiger Monathe beynahe ein anderes Wesen geworden zu seyn, eine Veränderung, welche auch P. Dürnberger mit Wohlgefallen gegen die Mutter bemerkte, und nur hinzusetzte, er wünsche indeß, daß der Sauerteig der neuen Ideen und Ansichten, wie sie uns aus Frankreich und dem Norden Deutschlands zukommen, die Grund-

säße des jungen Mannes, die bis jetzt, wie es scheine, gut geblieben waren, nicht verderben, und das Gift sich auch auf seine Schülerinn verbreiten möge.

Die Hofräthinn verstand nicht ganz, was der Geistliche meinte, aber sie versprach ihm, über die jungen Leute emsig zu wachen. Was sie verhüthen sollte und eifrig wollte, war aber, wenn es ein Übel war, schon geschehen. Es war damahls die Periode des Sturms und Drangs in Deutschland. Ein langer Friede und geregelte Verhältnisse bothen der gährenden Kraft der Jugend keinen würdigen Feind, um diese daran zu üben; sie mühte sich daher an Luftgestalten ab; sie schuf sich Gegner, wo keine waren, und schweifte gern ins Gebieth der Phantasie hinüber. Herrliche Geisteswerke entstanden, die jetzt noch den Ruhm wie das Vergnügen der Nachkommen ausmachen. Die Idee des deutschen Vaterlandes entwickelte sich in den Herzen der besseren Jugend; Klopstocks Gedichte, seine Hermannsschlacht, Göthe's Götz von Berlichingen, und viele andere dienten dazu, diesen Sinn theils aufzuwecken, theils zu nähren, und ein tiefer Unwille gegen jede Unterdrückung oder Ungerechtigkeit, oft nur eingebildet, oft mißverstanden, flammte damahls

in den jugendlichen Geistern auf. Es wurden die Gesinnungen geweckt, die Keime gelegt, die später theils schöne, theils unheilvolle Früchte trugen, die aber dazu dienten, die Kräfte zu entwickeln, welche nach Jahren den wirklichen gewaltigen Feind bekämpfen lehrten, bis er ihnen nach fünf und zwanzig Jahren erlag.

Indessen wußte Fritz von Rettenburg seine eigenen Überzeugungen in das Gemüth seiner Schülerinn zu verpflanzen, und diese folgte ihm gern in die höhern Regionen, in denen er sich oft mit allem Feuer und aller Schwärmerey der damahligen frischen Jugend erging. Sie lernte die deutschen Dichter kennen, und, von dem Freunde angeregt, die französische damahlige Bildung geringschätzen. Sie war ein deutsches Mädchen nach Klopstocks Sinne, und bedauerte bloß, daß sie weder blonde Haare noch blaue Augen hatte. Auch hörte der silberne Mond, der schöne stille Gefährte der Nacht, oft ihre Seufzer, wenn ihre Mutter und alle ihre Umgebungen, den guten P. Dürnberger allenfalls ausgenommen, sie so gar nicht verstanden, und man es ihr oft erschwerte, im Hause der Generalinn, in welchem sich die

damahligen schönen Geister von Wien versammelten, einen Cirkel zu besuchen, der ihr volle Befriedigung für Herz und Geist darboth, und in dem sie, was wohl den Hauptreiz ausmachte, den jungen Mann zu finden gewiß war, von dem sie, ohne daß sie je ein Wort der Liebe mit einander gesprochen hatten, wußte, daß er sie liebte, so wie er versichert war, ausschließend in ihrem Herzen zu herrschen. Sie standen eben noch in jenem Stadium der Annäherung, das das schönste von allen auf diesem Wege, ja vielleicht die schönste Zeit überhaupt ist, die ein junges Herz erleben kann, wo man sich ohne Worte aufs beste versteht, wo man sicher von einander ist, ohne sich darüber verständigt zu haben, wo noch das ausgesprochene Wort den süßen Zauber nicht gelöset hat, und selbst das schöne Geheimniß, das über die Schranken der Lippen zu gehen zögert, die Herzen fester an einander bindet.

Der General besaß ein eigenes Haus in einem Dorfe nahe bey Wien, und dieß war in Allem sehr verschieden von dem des Hofrathes. Hier war schon der sogenannte englische Geschmack durchgedrungen. Zahllose gewundene Gänge durch dichte Hecken; hier und da eine überraschende Anlage — ein Tempelchen —

eine Murmelquelle, zierliche Brücken über den schmalen Bach, der den Garten durchfloß, moderne Baum- und Blumengestalten, wie sie in den übrigen Gärten Wiens noch selten erschienen, gaben auch in dieser Hinsicht dem Aufenthalt in demselben einen ungewohnten Reiz. Und in diesem Lustorte nach dem neuesten Geschmacke wandelten oft viele der schönen oder vorzüglichen Geister Wiens, ein Denis, Alxinger, Mastalier, ein Sonnenfels, ein Sperges u. s. w. Hier ließ Gluck zuweilen am Flügel seine begeisterten Compositionen Klopstockischer Gedichte hören; hier wiesen Künstler ihre Arbeiten vor; hier wurden ausgezeichnete Fremde eingeführt, und dieß Alles, wie es Nanettens höchstes Entzücken ausmachte, erregte den Tadel und Spott ihrer Mutter, die dieß Haus so selten besuchte, als es nur der Wohlstand erlaubte. Fritz und Nanette fühlten dieß wohl, und fühlten es mit dem ganzen Schmerz jugendlicher Liebe, aber auch mit dem unerschöpflichen Hoffnungsreichthum derselben, den ihr ihr frischer Muth und ihr Mangel an Erfahrung gibt. Ja selbst diese ewigen kleinen Hindernisse, die sich auf dem Wege der Liebenden fanden, wenn sie einander zu sehen wünschten, brachten das Gegentheil der

beabsichtigten Wirkung hervor, sie erhöhten ihre Liebe, indem sie ihre Sehnsucht schärften.

Aber was so oft für Nanetten eine Quelle erneuten Vergnügens in den Abendcirkeln der Generalinn gewesen war, sollte endlich auch zu einer Ursache bitterer Sorgen und Schmerzen werden. Gegen den Herbst zu, als die Städter anfingen, nach und nach ihre Sommerwohnungen zu verlassen, und des Lichts gesellige Flamme die Hausbewohner wieder um sich versammelte, erschienen ganz unerwartet in einem Abendcirkel bey der Generalinn zwey Damen aus Dresden, Gemahlinn und Tochter eines angesehenen sächsischen Offiziers, des Barons von Trachwitz, der ein alter Bekannter des Generals noch vom siebenjährigen Kriege her war. Sie waren eines Processes wegen, der beym Reichshofrath anhängig war, nach Wien gekommen, und an den General adressirt, der ihnen mit seinem Rathe beystehen sollte.

Die Hofräthinn und Nanette waren zufällig zugegen, als die Fremden eintraten. Ein Paar sehr anziehende Gestalten; die Mutter eine vollaufgeschlossene Centifolie, die Tochter eine halbaufgeblühte Rosenknospe. Wuchs, Haltung,

Anzug, Sprache und Benehmen der beyden Damen hatte etwas Eigenthümliches, aber Ausgezeichnetes, das sich auf keinen Fall mit gewöhnlichen Erscheinungen verwechseln ließ. Der General und seine Frau empfingen sie mit liebevoller Achtung, die Herren, gelehrte und ungelehrte, die eben gegenwärtig waren, fanden die Erscheinung höchst interessant, und bald hatten die Dresdnerinnen einen kleinen Hof um sich versammelt, dem eben ihr Fremdlingscharacter in den Augen der Wiener einen besondern Reiz gab.

Die Hofräthinn und Nanette fühlten sich vernachläßigt; denn auch die Aufmerksamkeit der Frau vom Hause, die sonst die Pflichten einer solchen wohl kannte und übte, war heute einigermaßen durch die scharfe Spaltung, die sich in der Gesellschaft gebildet hatte, getheilt, und sie nicht im Stande, die Unterhaltung mit der Hofräthinn so eifrig wie sonst fortzusetzen. Nanetten hielt nur der Gedanke aufrecht, daß Fritz nicht zugegen war, und den allgemeinen Schwindel, der sich der Herren bemächtigt hatte, nicht theilte. Jetzt kam auch er. Jetzt gilt's! dachte Nanette, und ihr Herz schwebte zwischen Furcht und Hoffnung. Da rief ihn die Tante sogleich zum Sopha hin, so, daß er keine

Zeit hatte, Nanetten etwas mehr als flüchtig zu grüßen, stellte ihn den Fremden vor, und hatte diesen so viel von des Neffen Reisen, von seinen Bekanntschaften in Norddeutschland, von seinen Besuchen und Verbindungen mit mehreren der berühmtesten Gelehrten daselbst zu erzählen, daß endlich ein Gespräch angezettelt war, aus dessen mannigfachen und interessanten Windungen sich Fritz selbst nicht mehr heraus zu ziehen vermochte. Denn auch die schönen Dresdnerinnen schienen besonderes Wohlgefallen an dem gebildeten jungen Wiener zu finden, und konnten sich, nach der verbindlichen Art der Ausländer gegen uns, nicht entbrechen, ihr Erstaunen darüber zu äußern, bey einem Wiener so viel Artigkeit des Benehmens, und so viele Bildung des Geistes zu finden. Nanettens Muth war gesunken. Eine Empfindung, die ihr bis dahin fremd geblieben war, die Natter der Eifersucht, regte sich in ihrer Brust, und je lebendiger das Gespräch ihr gegenüber wurde, je stiller, wortarmer wurde sie, und endlich gelang es selbst dem redseligen Fräulein, ihrer Nachbarinn, nicht mehr, ein paar Worte aus ihrem in Unmuth und Trauer versunkenen Geiste zu locken. Auch ihre Mutter theilte, nur aus andern Beweggründen, ihren Verdruß. Sie

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

rächte sich aber, so viel es seyn konnte, auf der Stelle an den widerwärtigen Fremden, indem sie mit ein Paar Frauen, zwischen denen sie saß, Putz, Haltung und Aussehen derselben aufs strengste critisirte, indeß die Eine ihrer Gesellschafterinnen, welche im Hause des Generals näher bekannt war, und schon oft von den Fremden noch vor ihrer Ankunft hatte reden hören, nicht ermangelte, alles möglich Nachtheilige, dessen sie durch Erzählungen und Vermuthungen von den Fremden hatte habhaft werden können, bey einer Gelegenheit vorzubringen, wo sie selbst nebst ihren Mitbürgerinnen sich durch Jene in Schatten gestellt sah.

Wohl hatte es Nanetten mehrere Mahle geschienen, als habe sich Fritz mitten im angelegentlichen Gespräch nach ihr umgesehen, sein Blick den ihrigen gesucht. Aber das war nicht erwiesen, und daß er sich von den fremden Schönen nicht losreißen konnte oder mochte — gewiß. Ihr Herz blutete, die Thränen waren ihr nahe; da meldete man, zufälligerweise etwas früher als gewöhnlich, der Mutter den Wagen, und diese ergriff im Unmuth über die Behandlung, die man sich, wie sie meinte, heute gegen sie erlaubt, sogleich die Gelegenheit, nicht ohne einiges Geräusch aufzubrechen.

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Die Generalinn gewahrte es schnell, und ihr feiner Tact ließ sie errathen, was die Ursache des frühen Aufbruchs, so wie des sauersüßen Gesichtes war, womit sich die Hofräthinn von ihr beurlaubte, indem sie beklagte, daß man sie so früh aus so angenehmer Gesellschaft zu scheiden zwänge. Die Generalinn suchte durch eine würdevolle Freundlichkeit einigermaßen gut zu machen, was den Abend hindurch ohne ihre Schuld geschehen war, und indeß hatte Fritz, den der jähe Abschied wirklich erschreckte, die Enveloppen der Damen herbeygehohlt, und der Hofräthinn die ihre umgegeben. Als er sich mit der zweyten Nanetten näherte, faßte sie, ohne ihn anzusehen, schnell darnach, um sie sich selbst umzubinden. Er sah sie betroffen an, ihre Blicke begegneten sich. Auf Nanettens Wange brannte die Röthe des Unmuths, seine Miene trug das Gepräge der Bestürzung, der Trauer. Das machte auch sie bestürzt, denn sie wußte es sich nicht gleich zu erklären; aber es schien ihr, als schwelle eine Thräne in seinem Auge, wie er sie so bittend ansah, und jetzt war es um ihren Unwillen geschehen. Schnell reichte sie ihm die Enveloppe wieder hin, sie empfing sie aus seinen Händen auf ihre Schultern, die er dabey leise und flüchtig drückte. Sie wandte das Haupt,

er neigte das seine. Abermahl begegneten sich ihre Blicke, jetzt ganz anders als vor zwey Minuten. Sie schienen sich gegenseitig in einander zu versenken, und diese wenigen Augenblicke hatten von dem Geheimniß ihrer gegenseitigen Empfindungen weit mehr enthüllt, als früher mehrere Wochen. Jetzt faßte er ihre Hand, er zog sie an seine Lippen, diese ruhten ein paar Secunden darauf, indeß sein Blick an dem ihrigen hing. Ihre Hand zitterte. Ein seliges Entzücken ging durch ihr ganzes Wesen. Sie konnte sichs nicht versagen, die Hand, die die ihre noch stets hielt, leise zu drücken. Er verstand dieß Glück, er preßte einen zweyten Kuß darauf. Aber in dem Augenblicke ertönte die Stimme ihrer Mutter etwas lauter, weil sie sie schon einmahl überhört hatte; sie riß sich los und eilte der Hofräthinn nach, die bereits im vordern Zimmer stand, sie sehr unfreundlich über ihr Zögern anließ, und mit großer Bitterkeit über das Betragen, das man sich heute gegen sie erlaubt, und in das der Laffe (Fritz) auch vollkommen mit eingestimmt hatte, klagte. Und du hast dich doch noch von ihm aufhalten lassen, nachdem er dir den ganzen Abend genugsam vor allen Leuten gezeigt, daß ihm nichts an dir liegt! sagte sie.

Nanette fuhr auf, sie wollte antworten. Aber sie dachte an Fritzens dunkles und von seliger Rührung feuchtes Auge, das sie vor sich sah, wohin sie blickte, und so schwieg sie — zufrieden, daß sie, besser als die Mutter, wußte, wie es sich eigentlich verhalte.

Dieser Abend, der so verschiedenartige Wirkungen hervorgebracht hatte, blieb nicht ohne bedeutende Folgen. Die Dresdnerinnen waren völlig einheimisch im Hause des Generals geworden. Die Generalinn führte sie überall hin, wo etwas Merkwürdiges zu sehen war. Im Theater erschienen beyde Familien in Einer Loge; in den Cirkeln, welche die Generalinn besuchte, wurden die Fremden von ihr vorgestellt, und so geschah es auch in dem Hause der Hofräthinn, welche zwar den Besuch, wie es der Wohlstand erforderte, erwiederte, ohne daß übrigens dieß zu einer nähern Bekanntschaft führte. In der Stadt fing man bereits an, über diese so innige Freundschaft der Dresdnerinnen und der Familie des Generals Glossen zu machen, da die Erscheinung der hübschen Damen überall Aufmerksamkeit erregte. Einige wollten wissen, daß es auf eine genauere Verbindung der beyden Familien durch eine Heirath des sächsischen Fräu-

leins mit dem Neffen des Generals abgesehen sey, da das Mädchen, wenn der Prozeß gewonnen würde, unfehlbar eine reiche Parthie seyn müßte. Andere hielten den Prozeß, um dessentwillen Jene nach Wien gekommen seyn sollten, nur für einen plausibeln Vorwand, und behaupteten, von guter Hand zu wissen, daß die Heirath richtig, schon vor Langem zwischen dem General und dem Baron von Trachwitz beschlossen gewesen, und die Mutter deßhalb mit der Tochter hierher gekommen sey. Wieder Andere fanden die ganze Sache abentheuerlich, und waren sehr geneigt, die beyden schönen Fremden für fahrende Ritterinnen zu halten, die auf gut Glück, auf einen angesehenen Freyer speculirend, hierher gekommen wären.

Solche Gerüchte wurden denn auch im Hause der Hofräthinn erzählt, von dieser, wie Alles, was die Generalinn in ein ungünstiges Licht setzen konnte, begierig aufgefaßt, und es läßt sich leicht ermessen, welchen Eindruck sie endlich auch auf Nanettens Herz machen mußten.

Lange zwar hatte dieß allen feindseligen Einflüsterungen standhaft in der Erinnerung an so manche Beweise von Fritzens Neigung für sie, und hauptsächlich an jene stumme und doch so beredte Scene beym Umgeben des Mantels an

dem letzten Abend, wo sie sich gesehen, widerstanden. Noch lange hatte sie in diesen Gefühlen geschwelgt, noch lange schwebten ihr die Feueraugen des Geliebten, von einem feuchten Schleyer zärtlicher Rührung gedämpft, vor; noch lange rief sie sich mit wunderbarer Genauigkeit jeden Ausdruck derselben, den langen Handkuß, den schüchternen und innigen Druck seiner Hand zurück; lange fand kein Zweifel Eingang in ihre beseligte Brust. Als aber Tag um Tag, und endlich zwey ganze Wochen vergingen, ohne daß irgend ein Zufall, wie doch früher öfters, ihr den Geliebten, oder sie ihm entgegen geführt hätte; als jene Gerüchte immer lauter und bestimmter wurden; als Fritz nun schon vierzehn Tage keine Möglichkeit gefunden hatte, sein Mädchen zu sehen, da sank auch Nanettens Muth. Jene Bilder schöner Erinnerungen verblaßten nach und nach in ihrem Gemüthe; die Gerüchte der Klätscherinnen fingen an Eingang und Wahrscheinlichkeit für sie zu gewinnen; ihr Stolz war beleidigt, sie fühlte sich vernachläßigt, aufgeopfert, verlassen! Ach! und es war ihr doch nicht möglich, ihm eigentlich zu zürnen. Jene Blicke waren zu sprechend, das feuchte Feuerauge zu schön, zu bittend gewesen! So schwankte sie noch einige Tage, und

sog mit bitterer Lust und schmerzlicher Aufmerksamkeit jedes Wort ein, horchte auf jede Erzählung, welche entweder zu Hause, wenn Abends ein Paar Freundinnen zum Spiel kamen, oder wenn sie ihre Mutter zu einer Bekannten begleitete, über die sächsischen Damen, über das Haus der Generalinn, und über ihren Fritz geklatscht wurde.

In einer dieser bekannten Familien war ein Mädchen, das, damahls eine nicht sehr gewöhnliche Erscheinung, sehr fertig den Flügel spielte und artig sang. Während die Hofräthinn mit der Frau vom Hause und einigen Personen an den Spieltischen beschäftigt war, saßen die Mädchen, die Töchter der anwesenden Damen, ziemlich fern davon, im sogenannten Fräuleinzimmer, bey der französischen Gouvernante, mit Handarbeit beschäftigt. Die Rede kam auf Musik und auf ein neues Lied, das Pepi, so hieß das Fräulein vom Hause, kürzlich erhalten hatte. Die Mädchen drangen in sie, es zu spielen. Sie willfahrte. Das Lied war ein dem Englischen nachgebildetes; es hieß Margrethens Geist, und schilderte, wie diese dem treulosen Wilhelm im Todtenhemde erscheint, als er seine

Hochzeit mit einer Andern feyert. Das Lied, sehr sinnig componirt und hübsch vorgetragen, gefiel dem ganzen kleinen Kreis, aber auf Nanetten machte es einen viel heftigern Eindruck. Sie konnte sich der Thränen nicht erwehren, besonders bey der Stelle: „Komm, sprach sie, komm nur Einmahl hin, Zu sehen, wie im Grabe So niedrig lieg' ich, die um dich, Mich todtgeliebet habe!“ Ja! das war ihr Schicksal, das war ihr Gefühl, todtlieben wollte sie sich um den Falschen, der ihr Liebe heucheln und einer Andern den Hof machen, ihr wahrscheinlich seine Hand reichen konnte!

Mit Mühe verbarg sie ihre Erschütterung vor den Augen ihrer Gespielinnen, die sie nicht verstanden haben würden, und erbath sich nur bey Pepi das Notenblatt und den Text auf ein paar Tage. Freundlich wurde ihre Bitte gewährt. Das Gespräch über Gedichte und Bücher spann sich fort, und eines neuen Romans wurde erwähnt, der kürzlich erschienen, und, wie ein Paar von den Mädchen versicherten, über allen Begriff schön und rührend sey. Es war der Siegwart, und Pepi vollendete ihre Gefälligkeit gegen die Freundinn, indem sie ihr nebst dem Lied noch den ersten Band des Siegwarts mitgab.

Die halbe Nacht ging auf diese Lectüre hin. Nanette schwelgte in süßen Gefühlen, in dieser Wehmuth, dieser Sehnsucht, die ihr vielleicht in heiterer Stimmung nicht so sehr zugesagt haben würden, und sie bemühte sich sogleich am andern Morgen, während die Mutter in die Kirche gefahren war, die Melodie von Margrethens Geist auf dem schlechten Clavicord, dem einzigen Instrumente, das sich im Hause befand und das im Besuchzimmer stand, nachzuklimpern, und die Worte zu singen. Ihre Thränen flossen von Neuem und so heftig, daß sie kaum die Noten sehen konnte, da öffnete sich leise die Thüre, und der treulose Wilhelm, ihr Fritz, stand unerwartet vor ihr. Mit einem Schrey des Schreckens fuhr sie vom Clavier empor, und betroffen trat Fritz einen Schritt zurück, wie er ihren Schrecken und ihre Thränen erblickte.

Damahls gab es noch keine Bureau's; die Räthe arbeiteten viel zu Hause, die untergeordneten Beamten wurden zu ihnen beschieden, wenn sie deren bedurften, und so hatte der Rath, bey dem Fritz seit seiner Anstellung arbeitete, ihn heute frühzeitig zu Hofrath Herfeld geschickt, von dem er eine Auskunft zu hohlen hatte. Nimmermehr hätte es der junge Mann gewagt, in dieser Morgenstunde bey den Damen einzutre-

ten. Aber als er aus dem Cabinet des Hofraths in das Eintrittszimmer trat, um fortzugehen, hörte er aus dem anstoßenden Gemach den leisen Ton des Clavicords und eine Simme, die nur zu mächtig in seinem Innern widerklang, um sie zu verkennen. Auch er hatte ihres Anblicks nun schon so lange entbehren müssen, da seine Verwandten, unablässig mit den Fremden beschäftigt, seit dieser ganzen Zeit das Haus von Nanettens Ältern nicht besucht, und ihn selbst durch jene Begleitungen, bey denen seine Gegenwart oft nöthig erachtet wurde, davon abgehalten hatten. Heute endlich bahnte ein Zufall ihm den Weg in das Haus; aber die frühe Stunde war ein neues Hinderniß, das ihm jede Hoffnung raubte, Nanetten zu erblicken. Jetzt hörte er ihre Stimme, und jede Bedenklichkeit des Wohlstandes verschwand vor dem entzückenden Gefühl ihrer Nähe, vor der Möglichkeit, sie zu sehen. So öffnete er schüchtern die Thüre, und fand sein Mädchen in Thränen.

Um Gotteswillen! rief er, was ist Ihnen, mein Fräulein? Was ist geschehen? und der zitternde Ton seiner Stimme, und die Angst, welche sich in seinen Mienen aussprach, wie er auf sie zueilte, hatten schon ein wenig von dem Zorn-

und Schmerzgefühl, das in ihrem Busen loderte, ausgelöscht. Er ergriff ihre Hand, sie wendete das bethränte Gesicht ab; er faßte nun ihre beyden Hände, sah ihr bestürzt, theilnahmsvoll, innig liebend in die Augen. Er fragte sie noch einmahl, noch dringender, zärtlicher. Sie sah ihn an, sie sah den Ausdruck treuer Liebe und bekümmerter Sorge in seinen Augen; und in dem Widerstreite ihres früheren Unwillens und des gegenwärtigen Zweifels, brachen ihre Thränen aufs Neue und heftiger hervor. Sie entriß ihm ihre Hand, um sich das Gesicht mit dem Tuche zu verhüllen, da überwältigte auch ihn der Sturm streitender Gefühle. Jene nie trügenden Ahnungen, die dem Geiste des wahrhaft Liebenden mit Einem Blick Alles offenbaren, was in der tiefsten Tiefe der Seele der Geliebten vorgeht, und uns einen Vorschmack jenes Zustandes der seligen Geister geben können, wo diese ohne Körper oder Sinneswerkzeuge sich durch bloßes Anschauen erkennen und besprechen — dieß wahrhafte second sight echter Liebe ließ ihn mit Einmahl errathen, wissen, was Nanette dachte und empfand. Er stürzte vor ihr auf ein Knie, ergriff ihre sich sträubende Hand mit sanfter Gewalt, und rief mit dem Ausdruck der höchsten Leidenschaft:

Nanette! Ich liebe dich — zweifle nicht an mir — mein Herz ist dein für ewig! Sie nahm das Tuch vom Gesichte, sah ihn an, blickte durch Thränen in seine strahlenden feuchten Augen, und sank wortlos in seine Arme. Einige Secunden hielten sie sich so, ohne etwas von der Welt um sich zu wissen. Endlich fuhr Nanette, durch ein kleines Geräusch erschreckt, zuerst empor, und Fritz sprang schnell auf. Es blieb Alles still — die Glücklichen ungestört — und jetzt erst fanden sie Worte, um sich Alles, Alles zu erzählen, was sie seit langer Zeit für einander empfunden, was sie gedacht, gelitten, gezweifelt, gehofft. Jetzt war das Geheimniß ausgesprochen, das Räthsel schüchterner Liebe gelöset, und selbstbewußt, klar und innig beseligt, standen sie sich gegenüber, den Bund für Leben und Tod schließend und beschwörend. Dann kam die Reihe an die Verhältnisse, die Verwandten, die Rücksichten. Fritz war voll Hoffnungen, und die Klarheit seines Geistes, die Richtigkeit seiner Ansichten, der Muth, der ihn beseelte, und in dem die Zuversicht lag, daß er auch jedem kommenden Sturm zu stehen, und ihn zu beschwören vermögen werde, diese Stimmung theilte sich Nanetten mit. Auch sie faßte Muth, auch sie war entschlossen, nimmer von dem Ge-

liebten zu lassen, zu warten, sich zu bescheiden, aber fest zu beharren auf dem, was sie als gut und recht erkannt.

So verbanden sich die beyden edeln, treuen Herzen, und Nanette erkannte deutlich, daß dieß ganz andere Gefühle, ganz andere Ansichten ihrer Lage waren, als die sie ein paar Jahre früher für den Cousin gefühlt.

Eins, liebe Nanette! sagte Fritz zuletzt, muß ich dich noch bitten, und du mir heilig versprechen. Wir werden uns vielleicht öfters längere Zeit nicht sehen können. Unsere Verwandten oder die Umstände werden uns hier und da Hindernisse, Bedenklichkeiten in den Weg legen. Gib mir die Hand darauf, daß du das ruhig ertragen, nicht an mir zweifeln, und vor Allem die Reinheit und Würde unseres Bundes, den ich von diesem Augenblick an für so heilig halte, als wäre er vor Gottes Thron am Altare geschlossen, durch keine heimlichen Schritte oder wohl gar durch unwürdige Vertraute entweihen wirst. Ich kenne die Art unserer Mädchen, und mir waren Dienstbothenvermittlungen, hinter dem Rücken der Vorgesetzten, immer ein Gräuel.

Nanette erröthete hoch bey diesen Worten. Sie erinnerte sich, daß sie sich auch dieses

Gräuels, wie es ihr Freund nannte, schuldig gemacht. Aber dieser Freund stand in dem Augenblick so rein, so tugendhaft, so männlich fest vor ihr, daß dieß beschämende Gefühl in süße Reue und noch süßere unbedingte Ergebung in den Willen des Geliebten überging, und sie ihm mit voller Überzeugung ihres Unrechtes und seiner Überlegenheit die Hand mit dem Versprechen reichte, weder jetzt noch jemahls, irgend einen Schritt gegen oder ohne seinen Willen zu thun.

Noch besprachen sich die Glücklichen, noch währte der süße Rausch ihrer schuldlosen Freude, und sie überhörten darum den Wagen, der ihre Mutter aus der Kirche zurückbrachte, und jetzt unter den Thorweg rollte. Da öffnete sich hastig die Thüre des innern Zimmers, Lisette trat eilend und mit verschmitztem Gesichte herein, und meldete, daß die Mama zurück komme.

Nanette schien erschrocken, und die listige Zofe setzte sogleich hinzu, der gnädige Herr könne sich, ohne gesehen zu werden, über die hintere Treppe entfernen. Sehr wohl! erwiederte Fritz ruhig, aber mit strengem Ernst; ich danke der Jungfer, aber ich werde die Ehre haben, der gnädigen Frau mein Compliment zu machen. Lisette ging mit unwilliger Geberde,

Nanette sah den Geliebten bestürzt an, doch ehe sie noch Etwas sagen konnte, trat die Hofräthinn ein, und schien nicht angenehm durch Fritzens Anwesenheit überrascht. Aber der junge Mann ging ihr so ehrerbiethig entgegen, und erzählte die Wahrheit, wie er veranlaßt worden sey, dieß Zimmer zu betreten, so offen, daß sie sich unwillkührlich zur Nachsicht gestimmt fand. Und da nun ihr Mann eben auch eintrat, und über die verlängerte Visite seines ämtlichen Bothen scherzend, die jungen Leute neckte, blieb der strengen Frau nichts übrig, als sich wenigstens zufrieden zu zeigen. Fritz verweilte noch einige Minuten, und wurde, als er endlich ging, vom Hofrath freundlich eingeladen, sein Haus auch außer den Abendstunden zuweilen zu besuchen.

Der Winter war indessen mit seinen kurzen Tagen, mit seinen Nebeln, Schnee und Regen gekommen. Der Allerheiligentag erschien, und als eine besondere Gunst des Himmels wurde es angesehen, daß der Nachmittag desselben ziemlich hübsch war. Auf den Sanct Stephans Kirchhof, den damahls Häuser, Mauern und Thore, die jetzt nicht mehr stehen, ein und

von der übrigen Stadt abschlossen, wurde, wie auf allen übrigen Kirchhöfen, die Feyer für die Verstorbenen gehalten. Unter dem halbverschleyerten Herbsthimmel, um den ehrwürdigen altergrauen Dom herum, der schon manches Geschlecht seiner Umwohner zu seinen Füßen hatte entschlafen sehen, leuchteten unzählige Flämmchen von frommen Trauernden auf den Gräbern geliebter Todten angezündet, und eine große Menschenmenge drängte sich näher um die steinerne Kanzel des heiligen Johann Capistran, die hier an der Außenseite der Kirche an diesen muthigen Türkenbekämpfer und Waffengefährten des großen Hunniady erinnert, und wo ein Priester zur Feyer des Gedächtnißtages der Armen Seelen eine Predigt hielt.

Auch die übrigen Kirchhöfe in und um die Stadt wurden besucht, aber noch waren sie nicht mit so vielen und prächtigen Denkmahlen verziert, noch nicht gewissermaßen in Gärten umgeschaffen, wie es die Mode jetzt gebothen hat. Vielleicht stiegen aber in jener Zeit mehr und andächtigere Seufzer und Gebethe bey den einfachen Kreuzen mit frommen Sprüchen für die Armen Seelen empor, denen man damahls mit vollem Glauben und herzlicher Theilnahme in ihrem traurigen Zustande Hülfe

zu bringen und ihre Pein abzukürzen wirklich meinte.

Nach diesen zwey Tagen frommer Feyer begann dann der Allerheiligen-Markt. Dieser war in vieler Hinsicht glänzender und mannigfaltiger, als jetzt die Wiener Jahrmärkte sind; denn das Verboth, durch welches später Kaiser Joseph alle Einfuhr fremder Waaren zum Besten der einheimischen Fabrikation von Österreich abhielt, bestand damahls noch nicht, und in den Buden auf dem Hofe waren französische, englische, Leipziger und Frankfurter Erzeugnisse zu kaufen. Nur, wie es aus der ganzen Schilderung jener einfachern und genügsamern Zeit hervorgeht, in einem so geringen Maße und in so weniger Verschiedenheit und Abwechslung, daß sie mit einer jetzigen Messe gar keinen Vergleich aushalten würde können.

Auch zu sehen war Manches, was für die Menge, und Einiges, was auch für Gebildete einen Reitz haben konnte. So wie die Marktzeit herannahte, wurden auf irgend einem oder auch auf mehreren Plätzen der Stadt große Buden, hölzerne Gebäude errichtet, in deren einigen eine Art trivialen Schauspiels, die sogenannte Kreuzerkomödie statt hatte, von dem untersten Platze, wo man nur Einen Kreu-

zer Entrée zahlte, also genannt. Hier trieb der Hannswurst, diese echt süddeutsche komische Maske, seine Schwänke, seitdem ihn der geläuterte Geschmack und des verdienstvollen Sonnenfels Bemühungen von der eigentlichen Schaubühne verdrängt hatten. Hier ergetzten sich Dienstmädchen und Lakeyen, Handwerksbursche, Haubenheftermädchen, wie man damahls die Putzmacherinnen nannte, und kleine Bürger an seinen oft sehr derben Späßen, und ein schallendes Gelächter, das die Vorübergehenden auf der Straße vernehmen konnten, verbürgte den Witz von der einen, wie die Empfänglichkeit von der andern Seite.

In noch größern, noch festern solchen Hütten waren dann auch wohl wilde Thiere zu sehen, die man mitten in den menschenvollen Straßen in ihren wohlverwahrten Käfigen wohnen ließ, und mit weit höherem Interesse und staunender Bewunderung betrachtete, weil diese Gestalten, diese Töne, dieses Gebrüll, z. B. des Löwen, das in allen anstoßenden Straßen wiederhallte, für Viele etwas Niegehörtes, ja etwas Niegedachtes war. Damahls gab es keine Panorama's der Welt, keine Pfennigmagazine, keine kleinen noch großen Naturhistorischen Werke, welche das Publicum und vorzüg-

8 *

lich die Jugend in zeitweisen Heften von Allem unterrichteten, was in fernen Ländern lebte und vorging. Reisen, vorzüglich weite, in ferne Welttheile über See, waren beschwerliche Unternehmungen, und somit wurde ein lebendiger Löwe, ein Elephant, ein Orangutang wie ein Wunder angestaunt. Man erzählte sich davon in Gesellschaften, und die davon hörten, ließen sich leicht bereden, es auch anzusehen. So hatte der Hofrath auch den Entschluß gefaßt, die wilden Thiere, die am Graben zu sehen waren, nächstens zu betrachten. Aber die Hofräthinn konnte sich nicht entschließen, ihre Angst, daß so ein wildes Ungethüm während sie dort war, seinen Käfig sprengen, und unter den Zusehern eine blutige Niederlage anrichten könnte, zu überwinden; und nur ungern fügte sie sich dem Befehl des Vaters, Nanetten, die sich sehr darauf freute, mit ihm gehen zu lassen. Dieser hatte Fritz schon viel von der Art und Natur dieser Thiere erzählt, er hatte sie auf manche Eigenheiten derselben aufmerksam gemacht, und so ihr Verlangen, diese theils furchtbaren, theils schöngeformten Wesen zu sehen, geschärft.

Am Morgen des Tages, an welchem es bestimmt war, zu den Thieren zu gehen, saß

Nanette an der Toilette, und die geschwätzige Lisette hatte, während sie ihres Fräuleins Haar in zahllose kleine Büschel mit Papillotten eindrehte, und mit dem heißen Eisen quetschte, um einen künstlich schönen Lockenbau hervorzubringen, eine Menge von der gar so lustigen Kreuzerkomödie, in der sie gestern Abends gewesen war, zu erzählen. Aber es war Lisetten nicht ums Erzählen allein zu thun. Es schlief eine kleine Tücke, eine Rachgier in ihrer Brust, seit sie sich durch Fritzens deutlich ausgesprochenen Wunsch, von allem Vertrauen ihrer Gebietherinn, von aller Mitwirkung bey dem neuen Verhältnisse derselben ausgeschlossen sah. So fuhr sie denn fort zu berichten, daß sie recht angenehme Nachbarschaft gehabt hätte, indem der eine Husar des Generals Rettenburg mit seinem Weibe neben ihr gesessen, und dieser ihr erzählt habe, daß sie nun wahrscheinlich bald eine Hochzeit im Hause haben würden (Nanettens Gesicht übergoß Purpur), indem der junge Herr und das sächsische Fräulein so gut wie ein Paar wären, und Niemand im Hause daran zweifle, daß das Versprechen nächstens, und die Vermählung im kommenden Fasching seyn werde. Nanettens Purpur wich einer tödtlichen Bläße, hätte sie sprechen sollen, die Stimme würde ihr

versagt haben. Aber sie hielt sich, sie bekämpfte diese Schwäche, sie dachte an Fritzens Betheuerungen, an den Adel seiner Denkart, an die Unmöglichkeit, daß ein solches Herz falsch oder treulos handeln könnte, und sie vermochte es über sich, mit einem „So? das ist etwas ganz Neues!" das ganze listig eingeleitete Gespräch fallen zu lassen. Wer nur zugehört hätte, der würde auch wohl von ihrem anscheinenden Gleichmuth getäuscht worden seyn. Aber Lisette hatte ihrer Gebietherinn Gesicht im Spiegel belauscht, und der Triumph, den sich ihr Rachgefühl bereitet hatte, entging ihr nicht, obwohl er ihr sonst keinen Vortheil brachte; denn Nanette schwieg und beschäftigte sich desto eifriger mit der Anordnung ihres Haarputzes.

Ganz ohne Wirkung war indeß die boshafte Insinuation doch nicht geblieben. Die Liebe ist sinnreich, sich zu quälen, und wenn vollends die Eifersucht ihr ihre Brille leiht, wird es nur zu leicht, Phantome und Spuckgestalten zu sehen. An Fritzen wollte Nanette nun zwar nicht zweifeln, obwohl ihr manches Wort einfiel, welches sie von ihrer Mutter, auf deren Verstand und Welterfahrung sie viel bauete, gehört hatte, und was eben nicht für die Männer sprach; die oft in allen andern Beziehungen

rechtlich zu handeln, und nur gegen das Weib, dem sie Treue geschworen, eidbrüchig zu werden im Stande seyen. War es nicht auch möglich, daß das Heirathsproject von dem Oheim und der Tante ausging, die eine ganz besondere Freundschaft und Achtung an die Fremden zu binden schien, ohne daß Fritz eigentlich dabey mitgewirkt hätte, und daß man seine Einwilligung voraussetzte? Aber, so flüsterte eine geheime Stimme ihr zu, aber, so ganz und gar ohne Bedachtnahme auf die Wünsche und Gefühle des geliebten Neffen werden doch die Verwandten nicht gehandelt haben. Sie würden ja das sächsische Fräulein arg compromittiren. Nein! nein! Ohne alle Veranlassung kann das Gerücht (das Nanette nun einmahl für ein wahres annahm) nicht entstanden seyn. Die Sächsinn ist hübsch, reich, und der beste Mann bleibt ein Mann! so schloß sie ihren Monolog. Ein Stachel, schmerzlich genug, wenn er auch nicht so tief gedrungen war, als Lisette es beabsichtigt hatte, blieb in des Mädchens Seele zurück, und sie nahm sich vor, so scharf wie möglich zu beobachten, und so wenig wie möglich leichtgläubig zu seyn.

Nach Tische wurde zu den wilden Thieren gefahren. Der Hofrath trat mit seiner Tochter

ein, und fand schon einen ziemlich zahlreichen Zuschauerkreis, der sich allgemach noch durch neu hinzu Kommende vermehre. Jetzt hörte man wieder einen Wagen halten, und gleich darauf traten der General Rettenburg, die Baroninn aus Dresden am Arm, und hinter ihm Fritz, der das sächsische Fräulein führte, herein. Nanetten gab dieß einen schmerzlichen Stich in die Seele. Sie erröthete und erbleichte, und fand in dem, was sie jetzt sah, eine nur zu unselige Bestättigung dessen, was ihr Lisette diesen Morgen erzählt. Freundlich und herzlich ging der General indeß sogleich auf ihren Vater zu; ein lebhaftes Gespräch entspann sich, und Nanette vermochte nicht, wie gern sie es gewollt hätte, der furchtbaren Nebenbuhlerinn auszuweichen. Fritz selbst war es, der ihr Bestreben, sich schweigend zu verhalten, vereitelte, indem er mit Lebhaftigkeit und Kenntniß den beyden Mädchen die Eigenheiten der Thiere, die sie vor sich sahen, erklärte, und mit sichtlich größerer Aufmerksamkeit für Nanetten, diese unwiderstehlich in das lebhafte Gespräch zu ziehen wußte.

Sie standen vor dem Käfig des Tigers und betrachteten das gewaltige Thier, in dessen Gestalt sich Weichheit und Geschmeidigkeit mit un-

geheurer Kraft und Grausamkeit auf wunderbare Art vereint aussprach, während unfern von ihnen die Menge sich um das Behältniß eines scheußlichen Mandrills versammelt hatte, sich höchlich an seinen grotesken Sprüngen ergötzte, und die muthwilligen Knaben das ohnehin boshafte Thier noch mit allerley Neckereien reitzten. Noch standen die beyden Mädchen vor dem Tiger; Fritz hatte sie auf einige Minuten verlassen, weil ihn der General gerufen und über Etwas befragt hatte. In diesem Augenblick hatte der erboßte Affe, der schon lange ungeduldig an seinem Gitter gerüttelt, einen Stab desselben losgebrochen, sprang heraus, unter die Menge, die mit furchtbarem Geschrey auseinander stob, und gerade auf die beyden Mädchen los, deren Eine, die Fremde, zufälliger Weise eine Orange in der Hand hielt, die den Affen gelockt haben mochte. Fritz hörte das Geschrey, er blickte hin, er sah das Thier schon nahe bey Nanetten. In Einem Sprung war er dort, riß das Mädchen mit einem Arm an sich, stellte sich vor sie hin, und erhob, ohne zu überlegen was er that, seine Gerte gegen den Affen, der schnell die Orange aufgab, und wüthend den neuen Gegner anzugreifen bereit war. Schlimm würde der Kampf für Fritz aus-

gefallen seyn, der gegen das ergrimmte Thier sonst keine Waffe hatte. Aber die Wärter waren bereits mit Stricken, Knitteln und Peitschen herbeygeeilt, sie ergriffen im entscheidenden Augenblicke den Affen, der wie toll um sich biß und schlug, und schleppten ihn in seinen Käfig zurück.

Die allgemeine Bestürzung hatte unterdeß alle Zuschauer aus der Bude gescheucht. Der Hofrath und der General führten die erschrockenen Fremden zu ihrem Wagen, während Fritz die halbohnmächtige Nanette, die von Angst, Dankbarkeit und Wonne durchbebt, kein Wort zu sprechen fähig war, an ihre Kutsche leitete. Der Vater erreichte sie hier, Beyde hoben Nanetten hinein, nur noch ein Händedruck — ein Blick — aber was für einer! Der Hofrath schüttelte dem wackern jungen Manne dankbar die Hand, die Pferde wollten nicht mehr stehen, der Bediente schloß den Schlag, und Nanette, die Zwiefachgerettete aus den Klauen der Eifersucht und des wüthenden Thieres, fuhr im Nachgenusse himmlischer Seligkeit mit dem Vater nach Hause.

Von nun an drohte diesem beglückenden und beglückten Verhältniß kein Unfall mehr.

Die Hofräthinn hatte der Ritterdienst des Jünglings für ihn gewonnen, ihr Mann war längst mit der Sache einverstanden, und so sahen sich die jungen Leute, öfter als bisher, obgleich lange nicht oft und nicht ungestört genug für ihre Wünsche. Man war nähmlich damahls der Meinung, daß allgemein bekannte und eingestandene Liebesverhältnisse, wenn sie noch so schuldlos waren, aber nicht an das beabsichtigte Ziel führten, und wer konnte bey der unverbrüchlichsten Treue für die Gunst der Umstände bürgen? dem Ruf eines Mädchens nicht vortheilhaft seyen; und so geboth Wohlstand, Selbstgefühl und Gehorsam gegen die Mutter dem Mädchen, so wie Edelmuth und Delikatesse dem jungen Manne Zurückhaltung und Umsicht. Aber in Briefen, welche dem Späherblicke der Welt nicht unterlagen, hielten sich die oft getrennten und immer beschränkten Gefühle der Liebenden schadlos. Geliehene und zurückgegebene Bücher und hundert ähnliche Veranlassungen wurden benutzt, um diese Correspondenz so fleißig als zärtlich zu betreiben, und Nanette besaß bereits eine hübsche Sammlung derselben, die sie in einer, von ihr selbst mit Tambour und schmalen Seidenbändchen künstlich gestickten Brieftasche bewahrte, auf der Vergißmeinnicht

und Pensées prangten. In ihrem zierlichen Sackkalender, dem einzigen mit der Mutter Erlaubniß empfangenen Geschenk Fritzens, wurde bey jedem Tage, an dem es ihr so gut ward, den Geliebten zu sehen und zu sprechen, ein rother Punct gemacht. Ach! dieser rothen Glückszeichen waren stets noch wenige; das heißt viel zu wenig für Nanettens Wünsche, und das gute Kind bedachte nicht, daß die rothen Puncte gerade ihrer Seltenheit wegen, so hohen Werth hatten, daß aber, wenn sie einmahl vereinigt wären, die ganze Tagesreihe im Kalender Ein rother Strich, oder vielleicht eben darum gar keiner mehr seyn würde.

Der November und der Jahrmarkt waren zu Ende, der Advent begann, und der Nikolaus Abend, an welchem vor Zeiten die Bescherungen, freylich nicht mit dem Glanze und der Öffentlichkeit wie jetzt, Statt hatten, näherte sich. Es war Sitte in stillern Familien, und besonders wo es kleine Kinder gab, daß ein heiliger Nikolaus mit dem Krampus erschien, um über das Wohlverhalten und den Fleiß der Kleinen Rechenschaft zu fordern, und nach Befund zu strafen oder zu belohnen. Wie

der feierliche Tag herannahte, erhoben sich Erwartungen und Befürchtungen in den Herzen der Kleinen, und wie es nun am Vorabend zu dunkeln anfing, vielleicht draußen auf dem Gang oder in der Küche sich etwas Ungewöhnliches hören ließ, da drängten die Kinder sich enger zusammen, um den Ofen oder die Mutter, und die Herzen klopften mächtig. Jetzt ertönte ein lautes Geklingel vor der Thüre, diese öffnete sich rasch, ein heller Lichtschein strömte ins Zimmer, und nun trat der heilige Mann, in Bischofsmütze und Pluvial, wohlvermummt mit weißer Perrücke und Baumwollbart, den golnen Stab in der Hand, mit feyerlichem Anstand herein, und hinter ihm der Krampus (Knecht Rupprecht) schwarz und rauh, mit Hörnern auf dem Kopf, und einer mächtigen Ruthe nebst einem Sack voll Nüsse in den Händen. Der heilige Mann examinirte die Kinder aus dem, was sie damahls lernten, und was sich nicht über das Nahmenbüchlein und den kleinen Katechismus erstreckte; theilte Geschenke aus; drohte auch wohl mit der Ruthe, die der Schwarze zum Schrecken der Kinder schwang; und endlich hieß er ihn seinen Sack mit Nüssen ausleeren, was mit großem Gepolter und zur noch größern Freude der Kinder geschah, die

sämmtlich niederstürzten und den kollernden Nüssen in alle Winkel nachkrochen.

Bey Erwachsenen erschien nun freylich der heilige Mann und sein gefürchteter Diener nicht persönlich, aber seine milden Gaben spendete er doch wenigstens den weiblichen Hausgenossen. Diese hatten nähmlich das Recht, in dieser Nacht einen Schuh vor ihre Kammerthüre zu stellen, in den der Heilige seine Geschenke legte, und wo sie die Besitzerinn des Schuhes am andern Morgen fand.

Eine mysteriöse Feyer nach der andern bereitete sich nun in den folgenden Decemberabenden und Nächten, die durch Finsterniß und Grauen solchen Gebräuchen natürlich hold waren, und wo der Blick des Erdensohns, oder vielmehr der Erdentöchter, durch das physische Dunkel der Nacht und das moralische der Zukunft zu dringen, und etwas von dem Schicksal, das ihnen bevorstand, zu erfahren strebte. Die längste — die St. Thomas-Nacht hielt man für geeignet, um in derselben den Gemahl, den der Himmel zum künftigen Lebensgefährten bestimmt hatte, kennen zu lernen. Man rief in die Brunnen hinab, und erwartete von dort eine Antwort; man trat auf die Bettlade und sagte den Spruch:

Bettlade, ich — tritt dich,
Heiliger Thomas, ich bitt' dich,
Laß mir erscheinen
Den Herzgeliebten Meinen.

Ob nun der Heilige so gütig war, diesen Wunsch zu erfüllen, und was und wie es sich zeigte, ist mir nicht bekannt geworden. Aber der Gebrauch existirte, und war weit herum, freylich nur in den untersten Ständen, verbreitet.

Diesem prophetischen Abend folgte nun bald ein heiligerer und feyerlicherer — der Weihnachtsabend. Nicht ein Fest der fröhlichen Kinderwelt mit flimmernden Bäumen und schimmernden Lichtern, sondern ein Tag der Vorbereitung zur morgigen Feyer, an dem man in sinnreicher Vermischung, Enthaltsamkeit und Genuß, Andacht und Lustbarkeiten zu vereinigen wußte.

Streng wurde das Fasten beobachtet. Es versteht sich, daß in religiösen Häusern nicht allein kein Fleisch auf den Tisch kam, sondern auch oft nur Eine Mahlzeit, und zwar gegen Abend gehalten wurde. Nach dieser — hätte es der Sinn des Festes erheischt, sich still und würdig auf die eben so feyerliche als bedeutsame Andacht der Mette vorzubereiten. Das geschah nun wohl, aber auf eine Weise, die dem richtigen Sinn und wahren Gefühl sicher nicht zusagte.

Es versammelten sich nähmlich die Freunde des Hauses zu einem sogenannten Sabbathindl. Man unterhielt sich den Abend mit kleinen Spielen und dem wohlbekannten Lesseln, ging dann, noch voll von den Bildern, Scherzen und Tollheiten des lustigen Abends gegen Mitternacht in die Mette, das heißt in das Hochamt, das um diese Stunde in den Kirchen zum Andenken der Geburt des Heilands gehalten wurde; und kehrte dann nach Hause zurück, um jetzt, wo bereits der Weihnachtstag angebrochen, und somit der Genuß der Fleischspeisen erlaubt war, ein recht reichliches und fröhliches Souper mit seinen Freunden zu verzehren.

Auf diese oder ähnliche Weise wurde der Weihnachtsabend in Wien vor sechzig, siebzig Jahren gehalten, und der Unterschied bestand bloß darin, daß Spiel und Souper in kleinern oder größern Verhältnissen, den Umständen und der Stellung der Familie gemäß eingerichtet waren. In vielen Häusern aber, die entweder richtiger empfanden, oder deren Geschmack rauschenden Vergnügungen abhold war, bereitete man sich mehr im Stillen für das hohe Fest. Kleine Unterhaltungen hingegen, z. B. das so beliebte Lesseln, fehlten beynahe nirgends.

So wurde denn dieß Jahr auch im Hause

des Generals ein Sabbathindl gehalten, und die fernern und nähern Freunde, zu welchen begreiflicher Weise man jetzt das Haus des Hofraths zählte, eingeladen. Es war eine zahlreiche und glänzende Gesellschaft, bey der man vorzüglich darauf Rücksicht genommen hatte, viele Jugend zu versammeln, und so waren einige Collegen Fritzens; junge Offiziere von des Generals Regiment, und mehrere hübsche Mädchen gebethen. Nachdem die Spieltische zu drey und vier, je nachdem Trisett, l'Hombre oder Quadrille gespielt wurde, sich geordnet hatten, und der General zu seiner Parthie Piquet mit dem Hofrath auf sein Studierzimmer gegangen war, eilte das junge Volk hinaus in den Speisesaal, und der Anfang der Unterhaltung wurde mit sogenannten kleinen Spielen gemacht. Sie sind bey der jetzigen Jugend wohl ganz außer Gebrauch, und kaum dem Nahmen nach bekannt, und theilten sich hauptsächlich in solche, die in beständiger Bewegung bestanden, wie blinde Maus (blinde Kuh), dritter Mann, Toilette, der Herr vom Hause u. s. w., wobey es auf Laufen, Platzwechseln, den eines Andern gewinnen, kurz, auf Gewandtheit ankam, wogegen die zweyte, ruhigere Gattung meist sitzend gespielt wurde, mehr Aufmerksamkeit und Ge-

schicklichkeit erheischte. Bey diesen Spielen gab es denn auch Strafen und Pfänder, und diese mußten, wenn das Spiel zu Ende war, durch Bußen, die häufig in Küssen bestanden, ausgelöset werden. Wir finden in den Romanen aus jener Zeit auch Erwähnung von diesen Spielen. Feiner fühlende Mädchen entzogen sich ihnen gern, und junge Männer von ernsterer Ansicht suchten wo möglich das Frauenzimmer, das sie auszeichneten, vor Vertraulichkeiten solcher Art zu bewahren.

Das war auch heute der Fall bey Fritzen, und da ihm, als jungem Herrn vom Hause, die Leitung der Vergnügungen übertragen war, wußte er auf geschickte Art alle Pfänderspiele, trotz der Einsprache seiner jungen Freunde, zu beseitigen, und als die Freude an den lebhaften Spielen, die man anfangs vorgenommen, zu sinken anfing, wurde das Lesseln begonnen. Einer der Anwesenden, ein munterer humoristischer Gesellschafter und wohlbekannt mit den Verhältnissen des ganzen Kreises, übernahm es, Bley und Wachs zu gießen und Jedem sein Schicksal zu deuten. Allerdings gehörte Phantasie, Laune, und vor Allem genaue Bekanntschaft mit den kleinen Beziehungen und Herzensgeheimnissen der Gesellschaft dazu, um

aus den bald unförmlichen, bald wunderlich gebildeten Klumpen, in die das heiße Wachs oder Bley, in kaltes Wasser gegossen, zerrann, etwas Sinnreiches und Bedeutendes herauszulesen.

Indessen gelang es, zur Verwunderung und großen Ergetzlichkeit der Gesellschaft, sehr wohl, und nicht ohne Staunen hörte manches Mädchen den erfahrnen Propheten auf Vorgänge, oder Wünsche, oder Erwartungen anspielen, die er in den Bleygebilden entdeckt haben wollte, und die sie für undurchdrungene Geheimnisse hielt. Recht lange und recht befriedigend dauerte dieß Prophezeyen, bis nähmlich jeder der Anwesenden durch einen eigenen Guß sich sein Schicksal bereitet, und der Prophet es ausgelegt hatte.

Eben so viel Lachen erregten die Nußschalen, deren jede ein kleines Lichtchen und den Nahmen von Einer Person aus der Gesellschaft trug, und die so als leuchtende Flotte auf den Teich eines Beckens mit Wasser gesetzt wurden. Eine überzählige Nußschale hatte den Nahmen des Pfarrers, und es gab nun zu allerley Scherz Veranlassung, wenn die rechten oder auch unrechten Schalen zusammen schwammen, und vielleicht der Zufall den Pfarrer mit einem dieser Pärchen vereinigte, was denn eine sichere

Heirath bedeuten sollte. Dann wurde mit Tellern geloset, und unter drey derselben ein Rosenkranz, ein Trauring, und ein kleines Bündel versteckt. Die Person, welche ihr Schicksal erfahren wollte, mußte sich entfernen, und wenn sie wiederkam, einen von den drey Tellern aufheben. Fand sie den Ring, so stand ihr die Heirath im nächsten Jahr bevor; war es der Rosenkranz, das Kloster; und der Bündel deutete auf Reisen in der Fremde. Noch manche andere Methoden, sein Schicksal auf solche unzweifelhafte Art zu erfahren, waren noch im Gebrauch, und hier und dort angewendet. Und wenn gleich die Meisten aus der Gesellschaft das ganze Lesseln nur als einen zufälligen Scherz zu betrachten vorgaben, so machte doch mancher solche Schicksalsspruch tieferen Eindruck, als der Getroffene oft selbst glaubte, und Nanette erblaßte wirklich und fühlte sich für eine Weile verstimmt, als bey den Nußschalen, Fritzens Schiffchen sich immer in der Nähe desjenigen bewegte, das den Nahmen des hübschen sächsischen Fräuleins trug, und nun sogar des Pfarrers Nußschale gegen die beiden hinschwamm. Wie gern hätte sie mit dem Finger ins Wasser geplätschert, um die unseligen Nußschalen auseinander zu halten. Sie wagte es

nicht, und nur von der Seite warf sie einen Blick auf Fritz, dessen Auge ebenfalls, und wie es sie dünken wollte, mit Wohlgefallen, dem Zuge der Nußschalen folgt. Sie war ärgerlich, sie war ängstlich — ja betrübt; aber plötzlich griff er mit kühner Hand mitten in die leuchtende Flotte hinein, weil Eines der Schiffchen zu brennen anfing, und unter diesem Vorwand ward der Zug der Übrigen gehemmt und das böse Omen abgewendet. Noch einmahl erhob sie ihr Auge, zweifelhaft zwischen Liebe, Dank und Unwillen zu ihm empor. Er aber lächelte und sein Blick sagte ihr, daß sein Eingreifen kein Zufälliges, sondern mit wohlbewußter Absicht geschehen sey.

Die Spiele waren vorbey, es hatte eilf Uhr geschlagen, und die Glocken der benachbarten Kirchen fingen an, sich zu regen. Feyerlich hallte der Ton durch die Stille der ganz finstern Winternacht. Einige aus der lauten Gesellschaft bemerkten es, und Fritz suchte auf ungezwungene Art dem Sinn und der Unterhaltung der Anwesenden eine etwas ernstere Richtung zu geben, indem er unter dem schicklichen Vorwande, daß es Zeit sey, die erhitzenden Beschäftigungen einzustellen, um sich ohne Schaden für die

Gesundheit in kurzer Zeit in die freye Luft einer kalten Decembernacht wagen zu können, ein ruhiges Verhalten vorschlug. Man setzte sich. Er nahm seinen Platz neben Nanetten, an ihre Seite setzte sich die junge Sächsinn, die überhaupt seit einiger Zeit und besonders am heutigen Abend ein herzliches, beynahe zuthunliches Betragen gegen Nanetten wie gegen Fritzen beobachtete, und ohne daß man sie ins Geheimniß der Liebe des jungen Paares gezogen hatte, doch von Allem wohl unterrichtet, und wie eine schwesterliche Vertraute schien. Nanetten hatte das im Anfange genirt, jetzt war sie es gewohnt, ihre Eifersucht flammte nicht mehr so hoch auf, wenn die Freundinn sich zu ihnen Beyden fand, und selbst der Scherz mit den Nußschalen hatte nur eine augenblickliche Verstimmung bewirkt. Das Gespräch wendete sich wie natürlich auf die nahe kirchliche Feyerlichkeit. Befremdet hörte Nanette den Geliebten sich im leisen aber lebhaften Gespräch gegen dieselbe aussprechen, und eben in dem Gefühl wahrer Andacht und Erbauung, bey der Erinnerung an den großen Augenblick, der die Erde umgeschaffen und die Religion der Liebe eingeführt habe — den Gebrauch durchaus verwerfen, sich, ehe man die Kirche beträte, durch leichtsinnige Zerstreuung

und tolles Treiben ganz außer der gehörigen Verfassung für eine solche heilige Stunde zu bringen. Aufmerksam und ernst hörten ihm die Mädchen zu, und der eifrige jugendliche Redner wußte sie bald von der Richtigkeit seiner Ansichten zu überzeugen.

Etwas verlegen hatte Nanette schon eine Weile diesem Gespräch zugehört, und glaubte jetzt, daß es an der Zeit sey, ihren Freund auf eine Rücksicht aufmerksam zu machen, die er im Eifer des Gespräches übersehen zu haben schien. Herr von Rettenburg, begann sie schüchtern, ich muß Sie erinnern, daß Fräulein Emilie nicht von unserer Confession ist.

„Das weiß ich," erwiederte Fritz, „aber sie ist eine Christinn, und gewiß eine eben so fromme, als Sie, liebste Nanette, und ich. Nicht wahr, Fräulein Emilie, meine Äußerungen haben Sie nicht verletzt?" fragte er gutmüthig, indem er ihr die Hand reichte. Nicht im Geringsten, antwortete sie, und schlug in die dargebothene Hand ein. Erbaut haben Sie mich, Herr von Rettenburg, und ich bin vollkommen Ihrer Meinung.

„Nun, so lassen Sie uns zusammenhalten, um unsern Plan durchzusetzen; denn ich werde durchaus nicht in die Mette gehen, und wünschte,

daß Nanette es eben so machte. Sie, Fräulein Emilie, gehen ohnedieß nicht; da sollte nun Ihre Freundinn, unter dem Vorwand, Ihnen Gesellschaft zu leisten, bis die Andern aus der Kirche zurückkommen, von der Hofräthinn die Erlaubniß erbitten, ebenfalls hier zu bleiben, und ich schlage vor, daß ich Ihnen indeß aus Gellert, oder Zollikofer, oder Fenelon etwas vorlesen dürfe. So, glaube ich, würden wir dem Zweck der heutigen Feyer am besten entsprechen."

Die Mädchen waren gern einverstanden, aber es hielt etwas schwer, die Einwilligung der Hofräthinn zu erhalten, bis jetzt der Hofrath und der General, die ihre Parthie Piquet geendigt hatten, zur Gesellschaft traten, den in Frage stehenden Vorschlag vernahmen, und mit einem Machtwort entschieden, die jungen Leute dürften zu Hause bleiben, wo ihnen Emiliens Mutter zur schicklichsten Garde de Dames dienen werde.

Fritz war ein vorzüglicher junger Mann; sein Geist forschend und scharf, sein Gemüth redlich, sein Wille kräftig. Doch sein Gefühl durch natürliche Anlagen sowohl als durch Lectüre, Reisen und Umgang mit gleichgesinnten

jungen Männern, zur Exaltation geneigt, und darum sehr empfänglich für jeden neuen guten, oder auch wohl nur blendenden Eindruck. So zogen ihn die Ideen, die theils aus Frankreich, theils noch weiter her über die See, aus Amerika kamen, mächtig an, und die Ansichten, Wünsche, Forderungen fürs Beste der Menschheit, für Aufklärung, Freyheit, Kampf gegen Vorurtheile u. s. w. fanden an ihm einen willigen Gönner und eifrigen Verbreiter. Die Gestalt der Dinge, wie sie unter Kaiser Joseph dem Zweyten in die Wirklichkeit treten sollte, fing schon an sich dämmernd und von fern zu zeigen, und die meisten jungen Herzen schlugen ihr warm, hoffend, thatenlustig entgegen. Auch Fritz träumte von schönen Planen, wie er, wenn sein Wirkungskreis sich erweitern würde, die alten Vorurtheile zerstreuen, reinere Begriffe in der Religion, richtigere in der Politik, nützlichere in der Administration einführen, und so zum Besten der Menschheit wirken wollte. Ach! es waren schöne Träume! Alle edlern jungen, und viele ältere Herzen träumten sie in jener Zeit. Aber sie erwachten durch die gräßliche Verwirklichung, mit denen manche jener schönen Ideen ins Leben traten, sehr unsanft aus diesem Wahn. Dreißig Jahre

später gaben eben so edle Herzen sich wieder — wiewohl in ganz anderer Richtung — einer eben so schönen und noch viel ernsteren Erhebung hin, welche durch Opfer und Tod den Sieg der echten, nähmlich der innern Freyheit über die Naturnothwendigkeit, wie es der erhabenste aller deutschen Dichter genannt, beweisen, und mehrere Jahre darnach die Befreyung vom schmachvollen Fremdlingsjoch bezwecken sollte. Auch diese Träume sind dahin, verschwunden mit allen ihren schönen und oft gemißbrauchten Spuren, um einem materiellen Treiben nach Gewinn und Genuß Platz zu machen. Aber es bleibt immer ein theures, ja ein heiliges Vorrecht der menschlichen Natur, sich für eine erhabene Idee begeistern zu können, es ist das unverletzbare Siegel ihrer höhern Abstammung, ihrer Gottähnlichkeit, und ganz spurlos verschwindet ein solcher Aufschwung nie mehr aus dem Gemüth, das er einmahl mit sich fort über das Gemeine hinweggerissen hat. Das ist es auch, diese Möglichkeit der Begeisterung für das Große, was der berühmte Sänger der Todtenkränze uns so erhaben als schön gesungen hat.

Doch wir kehren zu Fritz und seinen Angelegenheiten zurück. Daß es ihm bey seiner Gei-

stesrichtung und bey den Gewohnheiten und Ansichten der Geschäfts- und geselligen Welt, in der er lebte, an Verdrießlichkeiten, an Beschränkungen, auch oft an Kränkungen mancherley Art nicht fehlte, wo bald seine Wirksamkeit, bald seine Eitelkeit, und auch oft das Bessere in ihm verletzt wurde, versteht sich von selbst. Seine Vorgesetzten, so sehr sie seine Geschicklichkeit und seinen Fleiß brauchen und oft nicht entbehren konnten, tadelten ihn wegen seiner chimärischen und unpractischen Ansichten, wie sie es nannten, und nicht selten kam es zwischen ihm und seinen Vorgesetzten zu einem unangenehmen Auftritte. Dann vermittelte nur Fritzens Unentbehrlichkeit den völligen Bruch, aber die Dienstverhältnisse blieben jedenfalls sehr drückend. Auch Nanettens Vater, so sehr er den geschickten Beamten, den rechtlichen Mann und den künftigen Schwiegersohn in ihm liebte, mißbilligte seine Neologie, wie er es nannte, und Fritz mußte manche Ermahnung von ihm anhören, die er um Nanettens willen mit mehr Geduld als von Andern hinnahm. Der General nahm, als Soldat, die Sache nicht so genau, und wenn er auch der Subordination das Wort redete, so waren kühnere Gedanken oder feurigere Entwürfe seinem Geiste nicht fremd. Am meisten

Übereinstimmung fand Fritz bey seiner Tante, die sich mit ziemlich vorurtheilsfreyem Kopf und einer großen Portion Eitelkeit über Vieles, was andere Frauen blendete und am Boden hielt, hinauszusetzen gewagt hatte; und die in dem trefflichen Neffen mit Stolz einen ähnlichen Geist zu finden glaubte. Aber der beste Widerklang, ja die eigentliche Verdoppelung seines Ichs in einer fremden Seele, kam ihm freylich von dem geliebten Mädchen, in deren Kopf er alle seine Ideen zu verpflanzen, in deren Herzen er alle seine Empfindungen zu erwecken gewußt hatte, von seiner Anna, wie er sie im traulichen Zwiegespräch nannte, weil er das deutsche Mädchen nicht mit französischem Laute bezeichnen wollte, wie denn überhaupt das Auflehnen gegen französischen Einfluß in Literatur und Theater seit Lessing sich stark zu regen begann. Bey Annen ging ihm die in seinen Dienstverhältnissen oft gedrückte Seele auf, und in Anna's glücklichen Geistesanlagen war, trotz ihrer beschränkten Erziehung, Raum und Kraft genug, um sich Alles anzueignen, was ihren Freund interessirte, begeisterte, erfreute oder quälte. Glücklicherweise hatte eben die Art von Nichterziehung, dieß bloße Aufwachsenlassen, das die Hofräthinn, wie fast alle Mütter jener Zeit, beobachtete,

keine dieser Anlagen verkrüppelt, und noch weniger hatte eine falsche Richtung von Überbildung sie die Schranken echter Weiblichkeit überschreiten lassen. Die guten Keime, welche Fritzens Liebe, der Umgang mit gebildeten Menschen im Hause des Generals, und eine gewählte Lectüre in ihr Gemüth gestreut hatten, gingen in schönen Blüthen höhern Pflichtbegriffs, in willigerm Gehorsam gegen die Ältern, und inniger fester Treue gegen Fritz empor. Mit ruhigem Muthe und Vertrauen auf Gott sah sie dem Ziel ihrer Hoffnungen, der Verbindung mit ihrem Fritz entgegen, diesem Ziel, das sich bald durch günstige Ereignisse zu nähern, bald wieder durch feindselige Einwirkungen zu entfernen schien, auf keinen Fall aber bald zu erwarten stand.

Bald nach jenem oben geschilderten Weihnachtsabend, der Nanettens oder Anna's Ergebung in den Willen des theuern Freundes, so wie seine unbedingte Herrschaft über ihre Ansichten um Vieles vermehrt hatte, fing eine lebhafte Bewegung und Unruhe an, sich der Bewohner Wiens zu bemächtigen. Das Neue Jahr rückte heran, und setzte alle Köpfe, alle

Hände, alle Federn, vorzüglich aber alle Füße der zwey- oder vierfach damit begabten Lebendigen in Wien in Thätigkeit. Billeten mit p. s. l. n. a. wurden herumgesandt, auf denen zuweilen kleine Landschaften, Bouquets, Kränze oder architectonische Verzierungen in Kupfer gestochen waren; denn von den künstlichen beweglichen Billeten wußte man damahls nichts, jedenfalls aber standen sie im Gegensatz mit der jetzigen Mode, welche als höchste Eleganz die höchste Einfachheit, nichts als den Nahmen, erheischt. Bediente liefen alle Gassen auf und ab; in den letzten Tagen fuhr oder ging man selbst zu allen Freunden und Bekannten herum, und in Häusern, welche viel besucht waren, war denn auch an den zwey oder drey letzten Abenden des Jahrs eine zahlreiche Versammlung von Glückwünschenden, deren Equipagen auf der Straße warteten, und den Fußgängern höchst beschwerlich fielen.

Endlich am Neujahrsmorgen selbst, wo die nächsten Glieder der Familie sich kleine Geschenke überreichten, schloß eine glänzende Feyerlichkeit bey Hofe gewöhnlich den mühevoll durchlaufenen Kreis dieser Tage mit der Galla und öffentlichen Tafel, wobey, was entweder durch Stel-

lung oder Geburt dazu berufen war, oder durch Protection und freundliche Vermittelung Zutritt erhielt, sich im größten Staate in den Prunkgemächern der Hofburg einfand. Maria Theresia nahm an diesem Tage die Glückwünsche ihrer Staatsbeamten, ihres Hofstaates und anderer ihrer Untergebenen an, und die öffentliche Tafel both Einheimischen und Fremden eine erwünschte Gelegenheit, die Glieder des kaiserlichen Hauses, die zwar damahls nicht mehr alle zugegen waren, meist schöne, edle Gestalten, zu sehen.

Nun begannen die Faschingsfreuden in Privat- und öffentlichen Bällen und Schlittenfahrten, wenn das Wetter sich dazu eignete. Nur muß man nicht den Maßstab unserer Zeit und der jetzigen Volksmenge in Wien, an jene viel einfacheren und selteneren Freuden legen. Außer den kaiserlichen Redoutensälen gab es innerhalb der Stadt nur den Saal auf der Mehlgrube, der zuweilen zu Ballfesten von Privatgesellschaften benutzt wurde, und im Umkreis der Vorstädte einige wenige Tanzsäle. Ein prächtiges Schauspiel both eine kaiserliche Schlittenfahrt auf Rennschlitten, wenn an einem schönen heitern Wintertag der vorausfahrende Wurstschlitten mit lustiger Musik schon von fern den

Zug verkündigte, und nun über der schimmernd weißen Schneebahn die ersten Vorreiter in glänzenden Livreen auf zierlichen Pferden erschienen; hinter ihnen ein Rennschlitten vergoldet oder versilbert, das stolze Pferd mit Federbüschen geschmückt, seine Decke, mit goldenen oder silbernen Schellen besetzt, muthig schüttelnd, und durch ihr Geklingel den festlichen Zug belebend. Auf dem Schlitten saß die Dame, über deren Füße eine prächtige Decke von Pelzwerk oder gesticktem Sammt wärmend gebreitet war, hinter ihr der Cavalier, die Leitseile haltend, die von dem Pferde an der Dame Seiten vorbeyliefen, beyde in gleichfarbige reichgestickte oder bordirte Sammtkleider, mit kostbarem Pelzwerk verbrämt, gekleidet; neben dem Schlitten und hinter demselben die Stangenreiter, welche für den Fall eines nöthigen Bedarfs mit diesen Stangen versehen waren. So war der erste Schlitten, so alle folgende, nur daß größere oder geringere Pracht, feinerer oder alltäglicherer Geschmack hier eine Abwechslung bothen, und die zuschauende Welt, die von Fenstern, Dächern, oder auf der Straße selbst den Zug mit lebhaftem Interesse betrachtete, sich für diesen oder jenen Schlitten erklärte. Auf dem Burgplatz, zuweilen auch auf dem Hof, der seine

Benennung davon hat, daß er einst Burgplatz war, bildeten die muntern Schlitten in künstlicher und rascher Verschlingung das sogenannte Rädel, und es war ein Stolz der leitenden Cavaliere, wenn die Figuren dieser Art von Wagen-Cottillon, recht kühn und recht präcis ausgeführt wurden. Gewöhnlich ging die ganze Fahrt, nachdem sie sich innerhalb der Stadt genug hatte bewundern lassen, vor die Stadt nach irgend einem Spazier- oder Erlustigungsort, wo gespeiset, und dann in der bald einfallenden Nacht, unter Fackelbeleuchtung, lustiger Musik, klingenden Schellen und lautem Hurrah der Straßenjungen in die Stadt und die Burg zurückgekehrt wurde.

Die Redouten — obwohl bey ziemlich ähnlichen Formen, Preisen und in demselben Locale damahls wie jetzt abgehalten, trugen doch ein von dem jetzigen völlig verschiedenes Gepräge. Dadurch, daß es ganz und gar nicht gebräuchlich war, außer der Faschingszeit irgendwo zu tanzen, erhielt die Epoche, in welcher der Genuß dieses Vergnügens erlaubt war, eine viel größere Frische und Schmackhaftigkeit, wenn man den Ausdruck brauchen darf. Die junge

Welt freute sich schon lange vorher auf das durch zehn Monathe oder mehr entbehrte Vergnügen; sie genoß es während seiner Dauer mit lebendiger Empfänglichkeit, und sie erfreute sich, nachdem es vorüber war, noch im Nachgenusse, in der Erinnerung an alle die kleinen Vorfälle, Täuschungen, Scherze, ausgeführten Plane, geknüpften Bekanntschaften, angeregten Gefühle u. s. w., die der Carneval für sie gebracht und begünstigt hatte. Viele Verbindungen oder wenigstens Liebschaften wurden in dieser, in ihrer Art einzigen Epoche des Jahres geschlossen; manche Bekanntschaft, die sich, der Umstände wegen, im gewöhnlichen Laufe des Lebens nicht fortsetzen ließ, auf den nächsten Carneval, d. i. auf die Redoute, wo man sich wieder treffen konnte, vertagt, und die Wahrscheinlichkeit, während dieser Epoche, wo der Umgang der beyden Geschlechter viel ungenirter war, eine Eroberung zu machen, die zu einer ernsten Verbindung und Versorgung fürs Leben führen konnte, muß sehr einleuchtend gewesen seyn, weil ein alter Scherz existirte, daß die Mädchen, welche im Fasching keinen Mann finden konnten, in der Fastenzeit „den Stephansthurm abreiben müßten.“ Woher dieser Scherz oder diese Anspielung rühre, wußte auch damahls

Niemand zu erörtern, sie muß also aus früherer Zeit, vielleicht von einer Begebenheit, stammen. Gebräuchlich aber war es, besonders von älteren Mädchen, nach dem Aschermittwoch zu sagen, daß sie nun schon den Sand und die Strohbündel bereiten sollten.

Außer den Bällen in den Redoutensälen gab es damahls im Umkreis der eigentlichen Stadt nur Privatbälle, und selbst diese bey weitem nicht so häufig, und vor Allem nicht so glänzend, wie wir sie in unserer Zeit sehen. Es ging bey allen diesen sehr förmlich und sehr ruhig zu. Menuetts nahmen hier wie auf den Redouten den größeren Theil der Zeit ein, und hier allein konnte sich die zierliche und wohlgeübte Tanzfertigkeit der besser erzogenen Jugend zeigen. Diese war es denn auch hauptsächlich, nähmlich die der höhern und gebildeten Classen, welche auf den Redouten erschien. Die untern Stände besuchten diese Orte nur ausnahmsweise, und fanden die ihnen angemessene Gesellschaft, und die gewohnten Genüsse in den Vorstadtsälen und Gasthäusern zum Mondschein, Fasan u. s. w.

So wurde denn auf Privatbällen wie auf der Redoute der Ball jederzeit mit Menuett eröffnet, und so allgemein auch dieser Tanz, und

so einfach er in seinen Touren schien, so fanden sich doch nur sehr wenige Personen, welche im Stande waren, ihn mit der gehörigen Genauigkeit in den Schritten und der nothwendigen Anmuth in Haltung und Bewegung des Körpers zu tanzen, der diesem einfachen aber mühsamen Tanze seinen wahren Werth verleiht. Auch wurde dieß von dem zusehenden Publikum stillschweigend anerkannt. Wo so ein Paar wirklich kunstgerechter Tänzer im Menuett sich zeigte, oder wo eine oder die andere Tänzerinn darin excellirte, sammelte sich sogleich ein bewundernder Kreis, und die Tänzerinn konnte darauf zählen, nicht so bald vom Platze zu kommen. Immer waren neue Tänzer da, die, wie sie einen Menuett geendet, schon wartend standen, um sich ihre Hand und Zusage zum folgenden zu erbitten, bis etwa die Musik plötzlich überraschend in einen Walzer einfiel, der Kreis der Bewunderer auseinander stob, und entweder der letzte Partner im Menuett so glücklich war, die zierliche Tänzerinn auch zur Allemande führen zu dürfen, oder ein früheres Engagement mit einem Andern sich geltend machte.

Dahin flogen — oder nein! dahin drehten sich nun im gemäßigten aber seelenvollen deutschen Tanze (der noch nicht mit geflügelter Eile

dahin stürmte, wie es später Sitte war, und diesem Tanze den tadelnden Beynahmen des »sittenlosen Wirbeltanzes der Deutschen« zuzog) die Paare, indem sich Tänzer und Tänzerinnen mit dem Einen Arm umfaßten, während die beyden freyen Hände in einander gelegt ausgestreckt wurden, und so dieser langsameren Art des Tanzes den Beynahmen »des Kaffehreibens« erwarben. Wohl mag man jetzt über diese mäßige Bewegung und die Abgemessenheit der Haltung lächeln, so wie schon damahls Manche thaten, die bereits den rascheren à la Würtemberg kannten und vorzogen; dennoch hatte auch er seine Reize und feineren Freuden.

Indeß sich nun in dem sehr großen Redoutensaal mehrere einzelne Kreise der Deutschtanzenden bildeten, versuchten sich im Innern dieser Cirkel, wo sie durch den raschern Umschwung der Walzenden nicht gestört wurden, einzelne, meist sehr jugendliche Paare im Straßburger-Tanz, der bloß in anmuthigen Verschlingungen der Arme und in zierlichen Stellungen des Körpers bestand. Nur frische Jugend und natürliche Grazie konnte in diesem Tanze mit Beyfall auftreten, daher er denn auch nicht sehr allgemein war.

So wie auf den öffentlichen, ging es auch

auf Privatbällen her. Überall machte der Menuett den Anfang, Allemanden folgten; von Contretänzen, Eccossaisen, Tempête, Mazur, Gallopade hatte jene gemäßigte, in allen ihren Freuden nüchternere Zeit keine Ahnung. Aber die Redoute war ein Ort, an dem sich nur die gebildetere Gesellschaft der höhern Stände versammelte, wo also jedes Frauenzimmer aus diesen Classen mit Anstand tanzen, und sicher seyn durfte, nur ebenfalls eben so anständige Tänzer und das geziemende Betragen zu finden. So freuten sich denn auch unsere jungen Leute, Nanette und Fritz, und mit ihnen die sanfte Emilie, welche sich immer inniger an das junge Paar angeschlossen hatte, und ihre gemeinsame Vertraute geworden war, recht herzlich auf den Carneval und besonders auf die Redouten, von denen sich die Mädchen allerley Scherz und Neckereyen versprachen; denn Maskeraden waren gewöhnlich, und das Vergnügen, seine Bekannten zu verfolgen, zu intriguiren und sonst noch allerley kleine Absichten durchzusetzen, regte sehr lebhaft die Einbildungskraft der Jugend und wohl auch gesetzterer Leute auf.

Ein paar Mahl waren sie nun schon auf Sonntagsredouten gewesen, und hatten in nettem Augsburgerinnen-Costüme, in schwarzen

Corsetten und Spitzenhauben mit langen Schnippen sehr hübsch ausgesehen. Da aber nach dem Lichtmeßtage wöchentlich zwey Mahl Redoute war, und die am Mittwoch, weil sie weniger häufig besucht wurden, für angenehmer und besser zum Tanzen geeignet galten, so wurde bestimmt, daß man nächste Mittwoche wieder gehen wollte, und die Mädchen arbeiteten häuslich und heimlich an ihren neuen Masken, noblen Venetianerinnen, eine sehr hübsche Tracht, die in rosenfarbenen Kleidern mit Schleppen und einem langen weiten Schleyer von schwarzem Taffet bestand, der geschmackvoll um Haupt und Schultern geschlagen, rückwärts bis auf die Erde reichte, und einen schlanken Wuchs vortheilhaft auszeichnete. Sorgfältig wurde die Arbeit Fritzens Blicken entzogen und vorgegeben, daß man in den vorigen Masken auf der Redoute erscheinen würde. Fritz war leicht zu täuschen; wer aber nicht getäuscht werden konnte, war natürlicher Weise das Stubenmädchen, die schlaue und kecke Lisette, welche nun schon seit Langem des geheimen Dienstes bey einem nicht verbothenen Verhältniß entlassen, nicht allein den hierdurch verlornen Einfluß auf die Gebietherinn, sondern auch manche einträgliche Spende von Seite des Liebhabers ihres Fräuleins ent-

behren mußte. Sie war auch meist mürrisch, und es gehörte Nanettens ganze Gutmüthigkeit dazu, um die Launen ihrer Dienerinn zu ertragen. Seit einigen Tagen aber, kurz vor der projectirten Maskerade, erschien sie umgewandelt, schwatzhaft und munter wie sonst, und es spielte zuweilen ein schlaues spöttisches Lächeln um ihre Lippen. Auch wußte sie sich unter allerley Vorwänden zuweilen auf längere oder kürzere Zeit zu entfernen, und die andern Dienstleute wollten wissen, daß sie Billete erhalte und Aufträge abfertige.

Der Tag der Redoute kam indessen heran, und die Mädchen ergötzten sich im Voraus an allen Scherzen und Neckereyen, die sie mit ihren Bekannten, hauptsächlich aber mit Fritz treiben wollten, der, nichts davon ahnend, noch den Anfang des Abends bey Nanetten zubrachte, und nur fortging, um seinen schwarzen Tabarro mit der Spitzenbautte anzuziehen, und sie auf der Redoute wieder zu sehen.

In den Sälen angekommen, fanden unsere Damen dieselben, wider ihre Erwartung, schon mit Menschen angefüllt. Es war nicht leicht, sich durch das Gewühl hindurch zu arbeiten, und die beyden Mütter Emiliens und Nanettens, die ihnen in reichgarnirten grautafftenen Dominos

voranschritten, immer im Auge zu behalten. Was ihnen dieß zum Theil erleichterte, waren die stattlichen Büsche weißer Federn, die auf den mit goldenen Schnüren und brillantenen Schlingen gezierten Männerhüten schwankten, welche die beyden ältern, übrigens verlarvten Damen auf zierlich gelockten und gepuderten Frisuren trugen; eine damahls elegante und nicht übelkleidende Maskentracht.

Spähend richteten die Mädchen ihre Blicke zu beyden Seiten, um den erwarteten Freund zu erblicken, aber noch hatten sie seinen wohlbekannten Tabarro in der Presse, wo die Gestalten, kaum gesehen, sich wieder im Gewühl verloren, nicht erblicken können. Nur eine Fledermaus hielt sich stets in ihrer Nähe, und schien, wenn auch die Menge sie zuweilen hinwegdrängte, ihre Spur schnell wieder gefunden zu haben. Im Anfange achteten die Mädchen nicht darauf, und ergötzten sich an dem bunten Gewühl bald schöner, bald grotesker Masken, durch das die Calendére von allen Farben mit ihrem näselnden Maskentone sich hindurchdrängten. Aber nach einer Weile wurde die Fledermaus zudringlicher, sie folgte unmittelbar den Schritten der beyden Venetianerinnen, und schrillte einige Mahl sogar mit ihrem gellenden Ton in Nanettens Ohr.

„Gewiß ein Bekannter!“ flüsterte ihr Emilie ins Ohr, „die Maske verfolgt uns schon so lange.“

Möglich! erwiederte Nanette, aber du kennst die Weise dieser Masken nicht, die in ihrer Unkenntlichkeit sich allerley erlaubt glauben, und du vergissest, daß wir maskirt sind.

„Wie, wenn es Fritz wäre? Wir suchen ihn schon lange, und er ist gewiß hier.“

Gewiß. Aber er kennt unsere Anzüge nicht, und zudem sieht ihm ein so derber Scherz nicht ähnlich. Aber wir wollen suchen, die Mama's zu erreichen, und sie bitten, sich irgendwo mit uns niederzusetzen, so werden wir die fatale Fledermaus am ehesten los, und können auch hoffen, wenn wir an Einem Platze bleiben, Fritzen leichter zu finden, und uns mit ihm zu necken.

Diese Worte waren noch nicht ausgesprochen, als eine Zigeunerinn zu Emilien trat, und sich erboth, ihr wahrzusagen. Das unterhielt das Mädchen, sie antwortete der Unbekannten. Du mußt mir aber deine Hand zeigen, näselte die Alte, und zwar die rechte; denn nur in den Linien der Rechten liegt des Menschen Geschick. Emilie zog also ihren Arm aus dem ihrer Freundinn und wollte den Handschuh abziehen; aber in diesem Augenblicke drängte sich ein Menschenschwall zwischen ihre Freundinn und sie, und

trennte Nanetten von ihr. Diese fand sich plötzlich allein mitten unter fremden Gestalten, und es ward ihr ganz unheimlich zu Muthe, indem sie sich vergebens bemühte, zu Emilien durchzudringen. Jetzt sah sie sich nach den zwey weißen Federbüschen der beyden Mütter um, aber auch diese waren nicht mehr zu sehen, und die fatale Fledermaus allein folgte ihr dicht an den Fersen. Das sonst so besonnene Mädchen fing an ernstlich bange zu werden, und da sie sich nahe am obern Ende des großen Saales befand, vermuthete sie, daß Emilie oder die Mutter über die Treppe hinauf auf die Gallerie gegangen seyn könnten, und wirklich sah sie von weitem, zu ihrer großen Freude, weiße Federn wehen. Sie eilte, so sehr es das Gedränge erlaubte, um die Person mit dem Federhut zu erreichen, welche jetzt in die Seufzerallee verschwand, diese halbdunkele Gallerie, in der zu jener Zeit manch verliebtes Paar sich ein stilles Plätzchen für seine Gespräche und Seufzer zu suchen pflegte, und die auch daher ihren Nahmen hatte. Hier war das Gedränge minder groß, und hier erblickte sie denn sogleich jene weibliche Maske mit dem Federhut. Aber leider war es eine ganz Unbekannte, nur die wallenden Federn hatten sie in der Ferne getäuscht, und wie sie eben umwen-

den, von der Gallerie herab den Saal überblicken, und so vielleicht die Ihrigen entdecken wollte, stand die verhaßte Fledermaus vor ihr, und rief mit schrillendem Tone: Hab' ich dich endlich und allein! Nun hatte Nanettens Angst den Gipfel erreicht. Ohne zu überlegen, was sie that, wollte sie nur der Maske entfliehen, und eilte wieder in die Seufzerallee zurück. Aber die Fledermaus folgte ihr mit raschem Schritte, und an einer Stelle, wo sie sich ziemlich allein fanden, trat sie ihr plötzlich ganz nahe, faßte sie kräftig am Arme, und mit einer Stimme, die zwar keine nach Maskenart war, die aber Nanettens Herz aufs heftigste erschütterte, rief sie: Treulose! Jetzt steh' mir Rede! du bist in meiner Macht!

Es war Ferdinand, es war der Cousin, den Nanette hundert Meilen von hier entfernt, und von dem sie sich nach allen gehörigen Formen völlig getrennt geglaubt hatte!

Es dauerte mehrere Sekunden, bis das erschrockene Mädchen Besinnung genug gewann, um dem Zudringlichen zu antworten: Herr Rittmeister! sagte sie endlich — Ich begreife nicht, woher Ihnen das Recht, und noch weniger, wie Ihnen der Willen kommen kann, sich so zu äußern. Wir sind geschieden —

„Ja, ja! Du hast dich von mir geschieden, aber ich —“

Sie haben Ihre Briefe zurück erhalten, und mir die Meinen geschickt —

„Das, glaubst du, sey schon genug, um Herz von Herz zu reißen?“

Das Ihrige wenigstens, Herr von Zornau, mag nicht stark geblutet haben, denn Ihre Briefe waren so selten, so kurz und lau, daß die Zurücksendung derselben wahrlich nur eine Formalität war, und unser Verhältniß schon lange aufgehört hatte, ehe wir Beyde es aussprachen.

„So sagst du jetzt, um deine Falschheit zu beschönigen. Aber es ist nicht wahr.“

Herr von Zornau! Ich verbitte mir diesen Ton. Wir dutzen uns nicht, und Ihre Bitterkeiten anzuhören, bin ich nicht länger gesonnen. Sie suchte sich bey diesen Worten aus des Rittmeisters Hand los zu machen.

„Daraus wird nichts, mein Püppchen!“ antwortete er höhnisch. „Mir entkommst du nicht. Glaubst du, ich wüßte nichts, weil ich nicht in Wien war? Glaubst du, daß deine Liebeleyen mit dem neuen Galan mir unbekannt sind? Darum hast du mit mir gebrochen, einem solchen Federkiel hast du mich aufgeopfert!“

Es ist nicht so! antwortete Nanette ernst,

und Sie wissen selbst recht gut, Herr Rittmeister, daß es nicht so ist. Sie haben auf den Schlössern in der Nachbarschaft Ihrer Garnison überall Verhältnisse angefangen, Sie haben in Prag förmlich um die Tochter des Kaufmanns Dutzenhofer angehalten —

„Der Teufel soll mich hohlen, wenn das keine Lügen sind! Ich kenne keinen Kaufmann Dutzenhofer in Prag.“

Wie können Sie das läugnen? Mein Oheim, der Oberst, hat die Nachricht von Ihrem Regimentschef erhalten — und kurz —

In dem Augenblicke ertönte eine bekannte Stimme hinter Nanetten: Da ist sie ja, Gottlob! und die zweyte Venetianerinn stand neben ihr, und eine andere, noch theurere Gestalt machte sich aus einem Maskenschwarm Platz. Wild blickte die Fledermaus aus den hohlen Larvenaugen den Kommenden an. „Ha, vermuthlich der neue Liebhaber!“ flüsterte er Nanetten zu, „und hier die Vertraute, die Unterhändlerinn?“

Gottlob! daß wir dich finden. Rettenburg und ich suchen dich schon seit einer halben Stunde, rief Emilie.

Nun aber lassen Sie mich los, Herr Rittmeister! sagte Nanette mit entschlossenem Tone. Sie sehen, meine Freunde suchen mich.

„Ja, ja! ich sehe, ich sehe!“

Mit wem habe ich die Ehre zu sprechen? fragte Fritz mit scharfem Tone, wenn es erlaubt ist, einer Maske diese Frage zu thun?

Mein Cousin! fiel Nanette schnell ein, Rittmeister Zornau.

So, so! erwiederte Fritz gezogen, und ein zürnender Blick fiel von der Seite auf Nanetten.

„Und Sie sind,“ nahm der Rittmeister wieder das Wort, „vermuthlich der neue Galan des Fräuleins, der regierende Herr Hofkoncipist von Rettenburg,“ setzte er spöttisch hinzu.

Der bin ich, antwortete Fritz rasch; und Ihnen, Herr Rittmeister, zu jeder Antwort auf jede Frage erböthig —

„Gut denn, mein Herr!“ rief der Offizier mit wilder Freude. „Wir sprechen uns morgen um neun Uhr bey Milani im Kaffehhause. Hier meine Adresse!“ Er schob bey diesen Worten Fritzen eine Karte in die Hand, wandte sich schnell, und stürmte mitten durch eine Menge Masken, die eben die Treppe heraufkamen, so heftig hinunter, daß Alles sich umsah, und mancher Ausruf des Unwillens der ungezogenen Fledermaus folgte.

Mein Gott, mein Gott! rief Nanette jetzt tödtlich erschrocken über die Wendung, welche

die Dinge genommen hatten. Was haben Sie gethan, Fritz?

Was ich nicht lassen konnte. Soll ich eine Beleidigung erdulden? Nimmermehr!

O Gott! wie wird das enden? rief das zitternde Mädchen.

Fürchten Sie nicht zu viel, mein Fräulein! fuhr Fritz mit scharfem Tone fort. — Aber erklären Sie mir lieber, wie das Alles zusammenhängt. Sie verlieren sich von Ihrer Gesellschaft, nur eine unbekannte Maske, die Ihnen schon lange gefolgt ist, begleitet Sie —

Nimmermehr! unterbrach ihn Nanette. Im Gedränge wurde ich von Emilien getrennt, und gab mir umsonst Mühe, sie und die Meinen wieder zu finden. So gelangte ich in die Gallerie —

Wo Sie sich recht angelegentlich mit der begleitenden Maske unterhielten, unterbrach sie Fritz.

Herr von Rettenburg, nahm Emilie begütigend das Wort, an allen diesen Verwirrungen bin leider ich allein Schuld. Ich zog meinen Arm aus dem Nanettens, um mir von einer Zigeunerinn wahrsagen zu lassen. Da drängte sich ein Schwarm zwischen uns. Ich erreichte glücklich die Mutter, aber Nanetten sah ich nicht mehr,

Anna, Anna! rief Fritz, und sein Ton schwankte zwischen Unwillen, Zweifel und Zärtlichkeit. Was soll ich glauben? Ich finde Sie nicht bey der Gesellschaft. Ich eile Sie zu suchen, und finde Sie hier im Tete à Tete mit Ihrem ersten Geliebten.

Den Sie auf der Stelle forderten! rief Nanette schmerzlich aus, ohne zu bedenken, welchen Jammer Sie mir bereiten, wenn — o Gott! Sie schwieg, übermannt von der Vorstellung, die sich ihr aufdrängte.

Wenn ich so glücklich oder unglücklich bin, den Rittmeister zu verwunden oder gar —

Das ist zu viel! rief Nanette jetzt, und ihre Thränen brachen ungestüm hervor, sie mußte die Larve abnehmen. — Emilie kam ihren zitternden Händen zu Hülfe. Herr von Rettenburg, sagte sie, Sie thun meiner Freundinn gewiß Unrecht.

Er nahm Nanettens Hand in seine Beyden, er fühlte ihr Beben, er sah ihre Thränen heftig fließen. Sein Verdacht begann sich zu lösen. »Anna, Anna! darf ich dir glauben? O ich glaube so gern!«

Sie weinte immerfort.

»Anna! willst du mir nichts sagen?«

Ich kann nichts sagen, ich kann nichts denken als das Duell! rief sie jammernd.

„Und bin ich's, für den du zitterst?“

Wahrlich, Fritz! rief das weinende Mädchen, diese Frage verdient keine Antwort.

Sie hat Recht, nahm Emilie das Wort. Sie quälen sie mit ungerechtem Verdacht.

„O Anna! Bist du mir denn gewiß treu?“

Ich sollte dir zürnen, antwortete Nanette beynahe schluchzend, weil du mich so quälst. Aber, o Gott! ich kann es nicht. Wenn ich nur sterben könnte vor dem nächsten Morgen!

„Kindisches Mädchen! Fürchte nichts. Solche Duelle gehen meistens unblutig oder mit ein paar Ritzen aus. Aber fasse dich, wir sind nicht allein.“

Wirklich hatten einige Masken, die das lebhafte Gespräch gehört, und das schöne weinende Mädchen gesehen hatten, angefangen, sich neugierig um die Gruppe zu versammeln. Fritz both also beyden Mädchen den Arm, führte sie zu den Müttern in den großen Saal hinab, und machte noch auf dem Weg dahin seinen völligen Frieden mit der Geliebten, die so mit ganzer Seele an ihm hing. Nanette aber, sobald sie ihre Thränen nur einiger Maßen getrocknet hatte, nahm ihre Larve wieder vor, und suchte ruhig zu scheinen; denn Fritz hatte sie zwar ermahnt, der Mutter die Entrevue mit dem Offizier zu erzählen, sie aber sowohl als Emilien aufs drin-

gendste gebethen, der Ausforderung mit keiner Sylbe zu erwähnen. So mußte die Arme denn die Last ihres peinigenden Geheimnisses allein tragen, und da ihr zum Tanzen alle Lust vergangen war, fühlte sie sich einiger Maßen beruhigt, als die Hofräthinn um zwey Uhr aufbrach, und Frau von Trachwitz sie mit Emilien gern begleitete.

Fritz war ebenfalls nach Hause geeilt. Erst jetzt, in der Stille seines einsamen Zimmers, und nachdem der Sturm der Eifersucht und des Zornes sich durch sein Gespräch mit Nanetten in etwas gelegt hatte, trat ihm das Übereilte, ja Strafwürdige seines Betragens recht lebhaft vor Augen. Er war Veranlasser eines Zweykampfes, ja, er war der Herausforderer gewesen, und wenn ein Mord geschah, hatte Er ihn zu verantworten. Dazu hatte ihn sein angeborner Stolz und seine halbmilitärische Erziehung unter der Leitung seines Oheims gebracht, der nur durch seines verstorbenen Bruders deutlich ausgesprochenen letzten Willen bestimmt werden konnte, den Knaben, in dem sich viel soldatischer Muth regte, der politischen Laufbahn folgen zu lassen.

Es war damahls die Zeit, in der der Geist zu erwachen, und bey dem Lichte neuer Aufklä-

rung die Irrthümer und Vorurtheile vergangener Jahrhunderte zu untersuchen, und Alles, was er als solches erkannte, und noch Mehreres, was ihm damahls als solches erschien, als Überbleibsel einer barbarischen Zeit zu verwerfen anfing.

Als etwas solches galt denn auch in jenen Tagen der Begriff unverletzlicher Ehre und ritterlichen Sinnes, der die eigentliche Quelle der Zweykämpfe war; und Fritz, dessen Geist sich sehr eifrig die Begriffe des philosophischen Jahrhunderts, wie das achtzehnte sich wohlgefällig zu nennen beliebte, angeeignet hatte, erschrack beynahe, wie sein Nachdenken sich aus dem Nebel der zürnenden Leidenschaften erhob, über den Gedanken, daß er nicht allein einen so barbarischen Gebrauch jetzt mitzumachen gezwungen war, sondern daß Er selbst dieses unselige Gottesurtheil aufgerufen habe. Seine Philosophie empörte sich, aber sie führte einen fruchtlosen Streit gegen den gebietherischen Ruf der Ehre, dem sich sein muthiger Sinn weder entziehen konnte noch wollte. Das allein setzte er endlich fest in seiner Seele, daß er zwar sich einstellen, und rechtlich und muthig kämpfen, aber auch des Gegners Leben heilig schonen wollte, so viel sich diese Schonung mit den unerbittlichen Gesetzen der Ehre vertragen könne,

Nachdem er somit wieder einige Ruhe des Gemüths gewonnen hatte, warf er sich auf sein Bett, um noch ein paar Stunden Schlaf zu genießen, morgen zeitlich dem Oheim sein Abentheuer mitzutheilen, ohne seines menschenfreundlichen Vorsatzes zu erwähnen, und zu erwarten, wie dieser seine Übereilung aufnehmen werde.

Er erwachte, und vernahm mit Vergnügen, daß der General bereits gefrühstückt habe. Fritz eilte hinüber — erzählte — der Onkel hörte zu, ohne ihn zu unterbrechen, aber seine Mienen begleiteten im lebhaftesten Spiel jede Äußerung des Neffen, und endlich fragte er: „Nun, was wirst du thun?“

Mich stellen, wie natürlich.

„Das will ich hoffen! Ein Rettenburg kann nicht anders handeln.“

Aber ich habe noch keinen Sekundanten.

„Ich gehe mit dir.“

Sie, Oheim? Bedenken Sie Ihre Jahre, Ihr Podagra —

„Nichts zu bedenken! Der Neffe hat einen dummen Streich gemacht; ja, nimms nicht übel, wenn ich die Sache beym rechten Nahmen nenne. Da er sich aber nun einmahl nicht zurückthun läßt, so wollen wir ihn aufs anständigste durchführen.“

O mein gütiger Oheim, mein zweyter Vater! rief Fritz, ergriff des Generals Hand, und drückte sie mehrmahlen an seine Lippen.

„Ja, ja! dann ist man der gütige Oheim, der zweyte Vater. Aber Bursche, was würde dein seliger Vater dazu gesagt haben, wenn er gehört hätte, sein Sohn wolle sich duelliren, und Er sey der Ausforderer!“

Ich erkenne mein Unrecht, theurer Oheim, und glauben Sie mir nur das, daß der Vorsatz, den Schatten meines Vaters zu sühnen, fest in mir steht.

„Ja wie? Was meinst du damit?“

Erlauben Sie mir, Sie daran zu erinnern, daß die Zeit drängt, und ich nicht gern mich von meinem Gegner bey Milani erwarten lassen möchte.

„Hast recht! Geschwind meine Uniform, Hut und Degen!“ rief der General dem Kammerdiener zu, der auf das Schellen der Glocke eingetreten war. In wenigen Minuten war die Toilette auf gut soldatisch gemacht, der General flüsterte dem Kammerdiener noch ein paar Worte zu, und die Beyden traten ihren Weg nach dem Kohlmarkte an, nicht ohne daß sich der General unterwegs selbst über seine Sekundantenstelle bey dem unbesonnenen Gelbschnabel

von Neffen persifflirte, und dennoch aus allen diesem Tadel und Spott die heimliche Freude an der Courage und dem Point d'honneur seines Neffen hervorblickte.

Der Gegner war seinerseits heute Morgens auch etwas anders gestimmt, als in der vergangenen Nacht. Um aber dieß Alles recht zu begreifen, sey es erlaubt, ein paar Wochen in der Geschichte zurückzugehen. Der Rittmeister von Zornau hatte seine Briefe und sein Porträt vor mehr als einem halben Jahre erhalten, und dafür auch Nanetten ihre Liebespfänder mit einem höflichen und ruhigen Briefe, so unortographisch wie gewöhnlich, zurückgesendet. Seine Liebeleyen trieb er jetzt nur um so eifriger, und hatte denn, wie es damahls Sitte war, und jetzt wohl auch nicht viel anders seyn wird, nach dem Sprichwort:

Ein andres Städtchen,
Ein andres Mädchen.

In Prag, wo er sich in Geschäften seines Regiments im Herbst längere Zeit aufgehalten hatte, und durch eben diese Geschäfte mit dem angesehenen Wechselhause Ehrenhofer in Beziehungen gekommen, und freundlich aufgenommen worden war, hatte er sich alles Ernstes

um die Hand der liebenswürdigen und reichen Nichte des Principals beworben, aber wahrscheinlich einen Korb gekriegt, denn er war übel auf seinen Aufenthalt in der allzu ernsten und stillen Hauptstadt Böhmens zu sprechen. Der Fasching lockte ihn nach dem lebensvolleren Wien. Er nahm Urlaub auf ein paar Wochen, und mit dem Anblick der einst wohlbekannten Räume und Gegenstände erwachten auch zum Theil die alten Empfindungen. Er erinnerte sich seines Verhältnisses zu Nanetten, er sah sie im Theater von fern in der Loge der Baroninn Trachwitz, und sie kam ihm größer, schlanker, und gar viel hübscher vor als ehemahls, indem mehr Geist und Bestimmtheit aus den belebten Zügen und dem seelenvollen Auge zu sprechen schien. Jetzt erst that es ihm beynahe leid, sie so schnell und reuelos aufgegeben zu haben, und der Wunsch, sie zu sprechen, vielleicht das alte Band wieder anzuknüpfen, und den steifen Beamten auszustechen, was nicht schwer seyn würde, regte sich in der wankelmüthigen Brust. Sein Johann mußte abermahls Lisetten aufsuchen, die sich gar gern von dem freygebigen Kundmann finden ließ, und obwohl sie ihm über den Herzenszustand seiner ehemahligen Geliebten wenig Tröstliches sagen konnte, verhieß sie ihm doch, es

möglich zu machen, daß er sie auf der Redoute sprechen könne; und sie zweifelte nicht, der hübsche und unternehmende Herr Rittmeister, der alte Rechte voraus habe, werde den langweiligen und knauserigen Herrn von Rettenburg leicht aus den Sattel heben.

So wurde durch Lisettens Zwischenträgerey die Zusammenkunft auf der Redoute eingeleitet; aber eine lustige Gesellschaft, etwas zu reichlich genossener Punsch und Champagner hatten Zornaus Besinnung umnebelt, und ihn ein Benehmen annehmen gemacht, das das Herz der Geliebten verfehlen mußte; oder vielmehr es war die Gewalt über sich selbst, deren er bedurft hätte, um sich Nanetten minder roh zu zeigen, in jener kleinen Schwelgerey untergegangen. Darum benahm er sich ganz so wie er war, und strafte mit einem Fluche die Erwähnung seiner Freywerberey in Prag Lügen, weil Nanette, nicht in der Sache, nur im Nahmen, den man ihr falsch genannt, geirrt hatte.

Heute, als er nüchtern erwacht war, stellte sich der Auftritt in der Seufzerallee und seine Folgen, ihm in ganz anderm Lichte dar, und ein gewaltiger Ärger über Nanetten, über seinen Rivalen, und im Grunde auch über sich selbst, bemächtigte sich seiner Seele. Wider seinen Wil-

len drang sich ihm das Bewußtseyn der schlechten Rolle, die er gespielt, und der Überlegenheit seines Nebenbuhlers, der ihm so entschlossen gegenüber getreten war, mit widrigen Farben auf, und wenn etwas die böse Laune, in der er den Aufwärter des Gasthofes und seinen treuen Johann beynahe mißhandelte, mindern konnte, so war es der Gedanke der Rache, die er nun bald an seinem Gegner in vollem Maße würde nehmen können.

Hastig zog er sich an, da die Uhr schon auf halb neun Uhr wies, und hoffte, unstreitig der Erste auf dem Platze zu seyn. Aber zu nicht geringer Vermehrung seines Ärgers war sein Gegner ihm zuvorgekommen, und wartete seiner in Begleitung eines Sekundanten, eines bejahrten Mannes und allem Anschein nach eines Offiziers von höherem Range. Auch Zornau hatte den seinigen, einen Lieutenant seines Regiments, mitgebracht. Man begrüßte sich, besprach den Ort des Kampfes, und jede Parthie bestieg einen Miethswagen, um sich an einer verabredeten Stelle im Prater zu treffen.

Dort angekommen, begann nun sogleich das Gefecht, und die Sekundanten erkannten bald, daß sich hier zwey einander würdige Fechter gegenüber standen. Bald aber wurde es,

besonders dem General, bemerklich, daß Fritz sich fast nur auf der Defensive hielt, und seinen Gegner sichtbar schonte. Er begriff die Ursache nicht, aber sie erregte ihm Besorgnisse. Jetzt schien der Rittmeister selbst die Großmuth seines Gegners zu ahnen, und sie erhöhte seinen Groll. Mit einem wüthenden Stoß fiel er aus, und verwundete Fritz leicht am linken Arm. Die Sekundanten traten dazwischen, Blut war geflossen, der Ehre genug geschehen, das Duell konnte als beendigt angesehen werden. Fritz schien es zufrieden, aber der Rittmeister tobte: Hab' ich nicht deutlich gemerkt, daß Sie meiner schonen, Herr! daß Sie gleichsam nur Ihren Scherz mit mir treiben wollen? rief er; das will ich aber nicht leiden. Fechten Sie, wie's recht ist, und geben Sie mir Genugthuung. Ihre Schonung brauch' ich nicht!

„Wie Sie wollen," entgegnete Fritz, wickelte mit Hülfe seines Oheims sein Schnupftuch um den linken Arm, faßte den Degen, und stellte sich aufs Neue in Positur. Der Rittmeister, im heftigsten Zorn, wußte nicht mehr, was er that. Er focht ohne Besinnung, und gab mehrere Blößen; Fritz machte keinen Gebrauch davon, aber er ersah den günstigen Augenblick, und mit einer geschickten Wendung

schlug er seinem Gegner den Degen aus der Hand. Brav! Brav! schrien unwillkührlich beyde Sekundanten.

Der Rittmeister stand entwaffnet, überwunden, beschämt vor seinem Feinde. Da erhob sich auch in ihm der bessere Mensch, den wildes Leben und Leidenschaften auf eine Zeitlang unterdrückt hatten. Er fühlte, daß es etwas Edleres gebe als Rache; er blickte auf den Gegner hin, dem sein Begleiter den Überrock auszuziehen anfing, um nach der Wunde zu sehen; er stürzte auf Fritzen zu, faßte dessen Rechte und rief: Verzeihung! Ich fühle mein Unrecht. Es hat heute Nacht begonnen, und dieser Morgen hat es fortgesetzt und verdoppelt.

„Von ganzem Herzen!“ rief Fritz, indem er dem Rittmeister die Hand drückte. „Ich habe Ihnen, weiß Gott, nie gezürnt, als nur heute Nacht im ersten Augenblicke. Vergeben auch Sie mir, denn ich war der Angreifer.“

Die Jünglinge umarmten sich herzlich, und dem würdigen alten Krieger traten Thränen in die Augen.

Glauben Sie mir, begann der Rittmeister von Neuem, daß ich Ihren Edelmuth im Fechten wohl erkannt habe, aber mein Herz war verstockt. Jetzt bekenne ich es gern; ich fühle

mich erhoben durch dieß Geständniß, und wenn Sie es über sich vermögen, so schenken Sie mir Ihre Freundschaft.

Fritz umarmte ihn noch einmahl. »Seyen Sie mein Freund, bleiben Sie es, so hat mir dieser Tag, der mein letzter hätte seyn können, einen köstlichen Schatz erworben.«

Ist das wohl zu wundern, versetzte der Rittmeister, daß unsere Herzen sich gefunden haben, und bey einander aushalten werden, da sie sich schon einmahl in einer warmen Neigung begegnet haben?

Fritz erröthete bey dieser Mahnung wie ein Mädchen, und drückte des neuen Freundes Hand, indem er ihn zugleich mit den Augen um Stillschweigen vor dem fremden Offizier zu bitten schien.

Aber du! rief jetzt der General, jetzt ist es Zeit, zu sehen, was dein Arm macht. Er zog das Kleid vollends herab, er pfiff, und sein Kammerdiener, von dessen Gegenwart Niemand etwas gewußt, ein eigentlicher Valet de chambre chirurgien, trat aus einem nahen Gebüsch, wohin er beordert gewesen war, mit allen zu seinem Geschäft erforderlichen Geräthschaften. Die Verletzung wurde untersucht, sie war nicht bedeutend, der Verband schnell angelegt,

und die Gesellschaft kehrte unter herzlichen Begrüßungen in der vorigen Ordnung in die Stadt zurück. Nur daß der General und Fritz in den Rittmeister drangen, sie nächstens zu besuchen: ja, wenn es möglich ist, so speisen Sie heute gleich bey uns, setzte der General hinzu. Ich muß meiner Frau den braven Offizier vorstellen. Wir essen um halb zwey Uhr. Mit diesen Worten stieg der General in den Wagen, der Neffe und der Kammerdiener folgten ihm.

Der Rittmeister hatte die Einladung des Generals nicht mit ganz freyer Seele angenommen. Nach Allem, was vorgefallen war, konnte ihm das Wiedersehen seines Gegners und die wahrscheinliche Erinnerung an alle beschämenden Auftritte der vorigen Nacht und des heutigen Morgens nicht anders als peinlich seyn; doch war die Ehre, die ihm der General dadurch erwiesen, groß genug, um sie nicht ausschlagen zu können. So traf er denn in voller Uniform in der bestimmten Stunde bey Sr. Excellenz ein, ließ sich melden, und sogleich kam ihm im Vorsaal Fritz völlig angekleidet, doch etwas blaß und die Hand in der Weste verborgen, freundlich entgegen, um ihn zu seinem Oheim zu führen. Dieser empfing den Rittmeister höflich, und ein Stein fiel diesem vom Herzen, als der Alte

des heutigen Vorfalls mit keiner Sylbe erwähnend, nur die gewöhnlichen Fragen nach dem Regimente, in dem der Rittmeister stand, nach seinen Garnisonen, seiner Familie u. s. w. stellte. Als dieser seines Aufenthaltes in Prag erwähnte, das der General aus dem siebenjährigen Kriege wohl kannte, nahm das Gespräch sogleich eine lebhaftere Wendung, in der Beyde sich wohl zu gefallen schienen. Fritz war indessen hinübergegangen, um der Tante die Ankunft ihres Gastes zu melden, und sie, die er zu kindlich ehrte, um ihr etwas, das ihn so nahe betraf, zu verschweigen, nur daran zu erinnern, daß der Oheim sowohl als er selbst, sich vorgenommen hätten, die Sache in völlige Vergessenheit zu begraben, und sie daher bäthen, den Rittmeister als einen ganz Unbekannten zu empfangen, den der General im Kaffehhause kennen gelernt.

So ging das Mittagsessen, bey dem noch ein paar Gäste zugegen waren, angenehm vorüber. Doch blieb ein geheimer Stachel in des Rittmeisters Brust zurück, und je zarter und schonender das Benehmen seiner neuen Bekannten war, je mehr war sein besseres Gefühl dadurch gedrückt. Der Gedanke, sich diesen und noch andern schmerzlicheren Berührungen, die

ihm in Wien bevorstanden, sobald wie möglich zu entziehen, entwickelte sich während des Essens, wo er, neben Fritz sitzend, mit herzlicher Freundlichkeit bemüht war, ihm die kleinen Dienste zu erweisen, die ihm seine Verwundung nöthig machten, immer deutlicher in ihm; und als nach dem Kaffeh die Gäste sich empfahlen, dankte er nochmahls dem General mit ungeheuchelter Wärme für die Art, wie er ihn aufgenommen, nahm aber zugleich Abschied von ihm, mit der Erklärung, daß er morgen nach Prag, und dann in seine Garnison abzureisen gedenke. Der General, der zum Theil errieth, was in des jungen Mannes Seele vorging, entließ ihn mit großer Artigkeit und dem Bedeuten, daß es ihn freuen würde, wenn der Rittmeister sich bey jeder vorfallenden Gelegenheit an ihn wenden würde. Fritz begleitete den Offizier bis in den Vorsaal, ihm mit Herzlichkeit glückliche Reise und Wohlergehen wünschend. Da übermannte diesen sein Gefühl. Mit schwellenden Augen fiel er dem neuen Freunde um den Hals und rief: Lieber Rettenburg! glauben Sie, daß Ihr und Ihrer Familie Zartgefühl mich tief ergriffen hat; glauben Sie aber auch, daß Sie es an keinen Unwürdigen verschwendet haben. Und nun, lieber Fritz! Erlaube mir immer

diese vertraulichere Benennung—noch Ein Wort! Mache meine — unsere Nanette recht glücklich!

„Das will ich bey Gott!“ rief dieser, „und ich hoffe, er wird meinen festen Vorsatz segnen! Leb' wohl, lieber Zornau! Laß uns hoffen, daß in der Ferne ein Herz lebt, das an unserm Weh und Wohl warmen Antheil nimmt.“

Das thut es, lieber Fritz, das wird es thun, so lange es schlägt, und nun Lebewohl!

Die Jünglinge umarmten sich noch einmahl, und rissen sich dann los. Der Rittmeister war fort.

Das vorsichtige und anständige Benehmen, das hauptsächlich durch des Generals Einwirkung bey dieser unangenehmen Geschichte war beobachtet worden, hatte den bezweckten Erfolg erreicht, dieselbe oder mindestens ihre eigentliche Veranlassung, die Eifersucht der beyden Gegner, um ein liebenswürdiges Mädchen, ganz der Aufmerksamkeit der Welt zu entziehen. Zwar wurde hier und da von einem Duell, welches vor einigen Tagen im Prater Statt gefunden hatte, gemunkelt, und einige Bekannte wollten des Rittmeisters schnelle Abreise damit in Verbindung bringen. Im Ganzen aber ging Alles still und spurlos vorüber, nur daß Lisette, nachdem man der Hofräthinn den Theil, wel-

chen dieses Mädchen an den unangenehmen Vorfällen auf der Redoute gehabt, entdeckt hatte, auf der Stelle verabschiedet ward. Übrigens hatte die Verwundung, die Entschlossenheit und der Edelmuth des Geliebten diesen bey der glücklichen Endigung der ganzen Sache, noch viel höher in den Augen seiner Anna gestellt, und der Entschluß, ihm treu zu bleiben, und wenn nicht ihm, dann auch keinem Andern ihre Hand zu reichen, und wenn sie darüber als alte Jungfer sterben sollte, sich immer fester in ihrer Seele ausgebildet.

Wirklich schien das Schicksal das getreue Mädchen beym Worte nehmen zu wollen. Trotz der viel größern Schnelligkeit, mit der damahls junge Beamte, besonders aus angesehenen Familien, ihren Weg machten, zog sich Fritzens Avancement sehr in die Länge, und der Hofrath, dem dieß um seiner Tochter und Fritzens willen leid that, schrieb es, vielleicht nicht mit Unrecht, dem etwas zu stolzen Betragen und den neuen Grundsätzen desselben zu; warnte und rieth auch zu größerer Unterordnung und Mäßigung, ohne jedoch, wie es gewöhnlich geschieht, viel damit bey dem jungen Manne zu bewirken.

Ein Jahr, und noch Eines war verflossen.

Nanette näherte sich dem ominösen Stufenjahre, wo die Eins in der Zahl der jugendlichen Jahre vor der Zwey verschwindet, und mit ihr gemeiniglich die erste frische Blüthe des Mädchens. Sie selbst sah das mit ziemlicher Ruhe, und nur, daß sie dem Geliebten, dem ihr ganzes Seyn geweiht war, nicht auch vor aller Welt Augen zu eigen gehören, und für ihn leben durfte, erfüllte sie manchmahl mit Wehmuth. Desto tiefer und schmerzlicher schien es die Mutter zu empfinden. Sie war von jeher dieser Verbindung nicht geneigt gewesen. Fritzens Geistesrichtung, so wie der Ton, der im Hause seiner Tante herrschte, war zu heterogen für die ganz nach alltäglicher Weise erzogene und gesinnte Frau. Sie ließ es daher schon lange nicht an Ermahnungen, an Zureden, dieses Verhältniß abzubrechen, bey ihrer Tochter fehlen; und nur die Hoffnung auf ein baldiges Avancement, womit der Hofrath ihren und seinen Wünschen schmeichelte, und wozu Fritzens Talente berechtigten, hielt sie noch eine Weile in Geduld. Als aber nach und nach Nanette erst ein paar annehmliche Parthien zum großen Verdruß der Mutter ausgeschlagen hatte, und bey dem allmähligen Bekanntwerden ihres Verhältnisses mit dem jungen Rettenburg die Freyer, die sich

vielleicht noch gemeldet haben würden, sich zurückzogen; bald hier, bald dort eine ihrer jüngeren oder minder hübschen Gespielinnen heirathete, und endlich gerade um die Zeit, wo der Tod der regierenden Monarchinn, der unvergeßlichen Maria Theresia, das Land und den größten Theil ihrer Diener in tiefe Trauer stürzte, die Nachricht ankam, daß Emilie, die schon längst mit ihrer Mutter nach Dresden zurückgekehrt war, sich im nächsten Carneval verheirathen werde, da zuckte ein gar zu großer Schmerz durch der Hofräthinn Seele. Auch diese, das halbe Kind, das viel weniger hübsche Mädchen, hatte einen Freyer gefunden, stand auf dem Puncte, das von jeder Mutter wie von jeder Tochter heißgewünschte Ziel eines anständigen Etablissements zu erreichen, und nur ihre Nanette hatte sich durch Eigensinn selbst dieses Glückes beraubt!

Diese hatte nun sehr üble Tage. Sie mußte gegen der Mutter Unwillen und bittere Vorwürfe kämpfen, sie mußte sich selbst als die, wenn gleich unschuldige Ursache von dem Harm, der die Mutter sichtlich drückte, ansehen; sie brachte es nur mit der äußersten Vorsicht dahin, daß Fritzen diese Verstimmung der Mutter gegen ihn nicht allzubemerkbar wurde; sie durfte gegen

ihn selbst nichts davon äußern, und hatte noch oft die Aufgabe, ihn trösten und aufheitern zu sollen, wenn seine Geschäftsverhältnisse und manche verschwundene Aussicht auf Beförderung ihn mißmuthig machte, und nur ihres Vaters herzliche Liebe und stets gute Zuversicht hielt sie aufrecht.

Aber endlich erhörte doch der Himmel so viele inbrünstige und billige Wünsche. Die Catastrophe, die Viele in Österreich, und so auch Nanettens Ältern, mit Sorgen und Befürchtungen für die nächste Zukunft erfüllte, Marien Theresiens Tod, und die Thronbesteigung eines Fürsten, dessen Grundsätze und Ansichten in so vielen Stücken eine ganz neue Aera verhießen, war denn auch wieder für viele Andere die Morgenröthe eines neuen glänzenderen Tages. Zu diesen Andern gehörte mit vielen der jüngern Leute auch unser Fritz. Die ältern Räthe wurden Einer nach dem Andern aus dem Collegio, in dem er diente, entfernt. Jüngere, thätige Männer kamen an ihre Stelle, das ganze Präsidium ward verändert, und bald sah sich Fritz erkannt, hervorgezogen, ausgezeichnet und befördert. Rasch erstieg er nun die Stufe, welche es ihm möglich machte, dem geliebten Mädchen seine Hand zu biethen. Der Hofrath trium-

phirte, daß seine Vorhersagung von der Carrière, die sein Schwiegersohn durchlaufen würde, so richtig eingetroffen; die Hofräthinn genoß, nach so viel Verdruß und Sorgen, die Freude, ihre Tochter glänzend auszustatten, und mit einem Manne verlobt zu sehen, dessen Laufbahn sich nun plötzlich so glänzend und vielversprechend gestaltete, und Fritz durfte sich schmeicheln, neben Nanetten einen wichtigen Platz in ihrem Herzen einzunehmen. Eben so, und vielleicht noch mehr erfreut waren der gute General und seine Frau, und ein kostbarer Brautschmuck, den der erste seiner künftigen Nichte am Versprechungstage überreichte, war reich genug, um für Alles, was einst der Gubernialrath hätte biethen können, zu entschädigen.

Fritz aber übernahm es, seinen fernen Freund, den guten Rittmeister, selbst von der Erfüllung seiner Wünsche mit aller Zartheit, die eine solche Meldung erheischte, in Kenntniß zu setzen, und der Rittmeister feyerte in seiner neuen Garnison, einem ungarischen Dorfe im Trentschiner-Comitate, wo er, von Castellen der Magnaten und Edelhöfen begüterter Adeligen umgeben, ein sehr angenehmes Leben führte, den Hochzeittag seiner noch immer werthen Cousine mit einigen Cameraden in trefflichem Tokayer.

Kleine Aufsätze.

Das Unglück der Dichter.

Vor vierzig, fünfzig Jahren gab es in Deutschland viele und verdienstvolle Dichter; ja, ich glaube, man könne mit Grund behaupten, daß damahls — so ungefähr in den letzten Decennien des achtzehnten und im Beginne des neunzehnten Jahrhundertes — das eigentliche goldene Zeitalter der deutschen Dichtkunst war. Die erste Morgenröthe dieses erfreulichen Tages war damahls mit Hagedorn, Gellert, Rabener, Haller u.s.w. schon vergangen; aber Klopstock's Messias war erschienen, Göthe's Jugendblüthe ging, die herrlichste Zukunft versprechend, in seinem Werther auf; Herders mächtige Geistesfackel fing an zu lodern; Stolberg, Utz, Voß, Gleim, Wieland — wer kennt diese Nahmen nicht? — glänzten am deutschen Dichterhimmel, und nun erhob sich endlich das, vielleicht edelste, Gestirn — Schillers Genius sendete seine ersten Strahlen aus.

Nächst ihnen schimmerten viele andere Sterne

zweyter, dritter, vierter Größe; immer noch mit Ruhm, Dank und Liebe zu bemerken. Kurz, es war eine schöne, vielleicht die schönste Zeit der deutschen Literatur überhaupt.

Alle diese Heroen deutscher Dichtkunst sangen, je nachdem eben ihr Genius oder ihre Verhältnisse ihnen die Leyer stimmten, bald in fröhlichen, bald in ernsten, bald auch in düstern, melancholischen Weisen. Sie konnten sich für würdige Gegenstände begeistern; sie klagten eigene oder fremde Schmerzen; zürnten dem Unrechte; erhoben das deutsche Vaterland; empfanden tief jedes Unglück desselben, und Einige, wie z. B. Hölty, schienen durch Umstände oder Kränklichkeit ganz vorzüglich zu sanfter Wehmuth geneigt. Aber selbst in dieses früh verblichenen Dichters Liedern blitzt die Freude durch den Wehmuthsschleyer, und wenn er auch, wie Egyptens Tischgenossen, stets die Mumie zur Seite sieht, so bekränzt er den Becher doch mit Rosen, und findet: Gottes Erde wunderschön*)! So weit mein Gedächtniß reicht, ist Keiner

*) O wunderschön ist Gottes Erde, und werth, darauf vergnügt zu seyn;
Drum will ich, bis ich Asche werde, mich dieser schönen Erde freu'n!
Hölty.

unter allen diesen Dichtern, der sich überall, oder doch, nach dem Hauptcharakter seiner Gedichte, für durchaus unglücklich hielte; Keiner, der mit sich selbst und der Welt zerfallen wäre, am wenigsten aber irgend Einer, der auch nur hier und da mit einem Laute darauf hinzielte, daß er eigentlich bloß dadurch und darum unglücklich sey, weil ihm Gott die Gabe der Dichtkunst geschenkt.

Noch weniger als in den Dichtern jener Periode findet sich in jenen, deren Klänge uns aus dem Mittelalter herübertönen, in den Liedern der schwäbischen Minnesänger, in den Resten provençalischer Dichtkunst eine Spur so trüber Ansicht. Die Nibelungen — das schönste Denkmahl aus einer frühern Zeit, und so manche andere Werke gleichen oder ähnlichen Alters — so tragisch ihr Inhalt ist, so unglückbringende Thaten sie besingen, und uns den Untergang ganzer Heldengeschlechter schildern, haben nichts von diesen düstern Klagelauten in sich. Ernst, aber muthig; kräftig, aber ruhig erzählen sie uns, was vorgegangen. Sie schauen diese Gräuel, aber sie sind nicht davon hingerissen; sie beklagen diese Schmerzen, aber sie theilen sie nicht. Gleichsam aus einem ruhigen, höheren Standpuncte betrachten sie das Alles, und in unbe-

rührter, klarer Höhe, wohin das menschliche Elend nicht reicht, schwebt der Dichter und singt, was er mit dem gehörigen Feuer schildert, was aber sein eigenes Wesen nichts angeht, und ihn daher ruhig läßt.

In den Dichtern des Alterthums — griechischen und römischen — finden wir dasselbe Verhältniß des Sängers zu dem Gesungenen; dieselbe Stellung des Dichters zur Welt, die ihn umgibt. Homers Blindheit ist uns nur durch die Tradition bekannt. So viel ich weiß, hat keine, doch in diesem Falle sehr natürliche und verzeihliche Klage uns davon in Kenntniß gesetzt. Ossians rührende Trauer gilt nicht sowohl diesem gleichen Unglück, als dem Untergange seines ganzen Hauses, dem Verlust seines herrlichen Heldenvaters, so vieler hoffnungsvoller Brüder, seines einzigen Sohnes, und somit seiner gänzlichen Verlassenheit, in welcher ihm von dem reichen Heldenstamme nur die Witwe seines Sohnes übrig geblieben ist. Eben so geht, wenn Griechen oder Römer irgend einen Gegenstand mit Zorn oder Trauer ergreifen, ihre Empfindung diesen, und nicht sie selbst an, und Ovids Leyer ward in seinen Elegien nicht von unwillkührlicher Wehmuth, sondern von seiner Trauer über seine Verbannung aus Rom, so düster ge-

stimmt. Alle diese Dichter waren objectiv oder naiv, wie Schiller es in seinem geistreichen Aufsatze über das Naive und Sentimentale nennt, und es war einer spätern, unserer Zeit vorbehalten, diese — ich wage es zu sagen — unnatürliche Stimmung des dichterischen Unsterns zu erzeugen.

Zwar hat Schiller selbst in seiner Resignation, seiner Freygeisterey aus Leidenschaft, so wie La Martine in seinem Désespoir einen ähnlichen Ton angeschlagen, abér das waren die, an jeder Hoffnung verzweifelnden Schmerzen einer jugendlichen Leidenschaft, und jener Ton verhallte bald unter klaren, ruhigern Gesängen derselben Dichter, nachdem die Stürme sich gelegt, und ihre Geister sich zu würdigeren Ansichten von der Gottheit und ihrer Lenkung unserer Geschicke aufgeschwungen hatten. In ihren übrigen, besonders den späteren Erzeugnissen, ist keine Spur dieser krankhaften Aufreitzung zu finden, und es lassen sich daher jene Klagen sehr natürlich, ja nothwendig aus der Geschichte jugendlicher Irrthümer erklären.

England, das Vaterland des Spleens, hat meines Wissens in früherer Zeit keinen Dichter außer Young erzeugt, dessen Leyer meist oder

ausschließend der Trauer geweiht gewesen wäre. Welche Unglücksfälle hatten aber auch dieß edle Haupt getroffen! Aus wie viel Wunden als Gatte, Vater, Schwiegervater blutete dieß Herz! Youngs wehmüthiger Ton, seine düstere Ansicht der Welt und des menschlichen Loses läßt sich eben so gut wie jene jugendlichen Schmerzen in der Geschichte seines Lebens nachweisen, und wenn er sagt:

From short, as usual and disturb'd repose
I wake — How happy those who wake no more!

so kann man diese Sehnsucht nach Ruhe im Grabe, nach Vergessenheit tiefer, nagender Schmerzen bey dem gebeugten Greise wohl begreifen.

Und dennoch, wie erhebt sich dieser Geist aus der Tiefe seines Kummers mit kindlichem Vertrauen zu Gott, wie klammert er sich an die Hoffnung der Unsterblichkeit fest und fromm an, und findet selbst in seinen Schmerzen den triftigsten Beweis für die Fortdauer der Seele:

Nothing this world unriddles — but the next.

Ich wüßte nicht, daß Pope, Dryden, Addison u. s. w. Sänger der Wehmuth gewesen wären, und in Shakespeare's, ihres

größten Geistes Werken, ist mir keine Spur solcher subjectiven Schwermuth erinnerlich. Eben so naturgemäß und objectiv kräftig sind des edlen Walter Scott's Schilderungen entworfen; ein treues Bild der Welt, wie sie in ihrer äußern Gestaltung vor längern oder kürzern Jahren war, wie sie, ihrem innern Gehalte nach, jetzt noch ist und ewig bleiben wird. Nur Lord Byron hat die Epoche begonnen, welche der allgemein geehrte Göthe in seinen letzten Gesprächen mit Eckermann: die Literatur der Verzweiflung nennt. Seitdem er die innerliche Zerrissenheit und Unzufriedenheit mit der Welt und sich selbst, mit allem Zauber seines Genius in seinen Gedichten ausgesprochen hat, seitdem im Corsair, Lara, Childe Harold, Giaour u. s. w. Er selbst mit seiner innern Entzweyung und einem verdüsterten Bewußtseyn erscheint, dessen Grund sich doch in des Lords edlem und menschenfreundlichem Leben, wie es uns sein Freund Sir Thomas Moore in seinen Notices schildert, nicht nachweisen läßt; seitdem diese Gedichte durch die Gewalt des Genius, der in ihnen lebt, den Beyfall der ganzen Welt erobert haben; seitdem hat jener unwiderstehlichste aus allen Trieben, der Trieb der Nachahmung, sich einer Unzahl von Geistern bemäch-

tigt, und unsere jungen Dichter, welche die Kraft, oder auch nur den Wunsch in sich fühlen, mit Glanz vor ihrer Mitwelt aufzutreten, glauben solchen Lorbeer am sichersten zu erringen, wenn sie sich für ganz unglücklich halten oder ausgeben, und an nichts auf der Welt als höchstens an Bizarrerien noch Freude finden können.

Nur zu sehr kommt der gegenwärtige Zustand der Menschheit im Allgemeinen dieser sonderbaren Geistesrichtung fördernd entgegen. Ungemessene Forderungen an das Geschick; Mangel an Grundsätzen und religiösem Glauben; Widerwillen gegen jeden bestimmten Beruf; Streben nach sinnlichem Wohlleben und raffinirten Genüssen; Übersättigung und Eckel, den man empfindet, aber ihn nicht sich selbst, sondern den Menschen und Einrichtungen, die uns umgeben, zuschreibt — das ist so ziemlich die Stimmung und Tendenz der jungen Welt, sie möge nun den Funken der Dichtkunst in sich nähren oder nicht. Es ist die Farbe des Zeitalters, von welchem jeder eine Schattirung an sich trägt.

Mit einer grausam süßen Lust ergreifen diese Sänger des Unglücks jedes Beyspiel eines Dichters, den ein feindliches Geschick verfolgt hat. Tasso, wie ihn Göthe so meister-

haft dargestellt, und gelehrte Nachforschungen dieses psychologisch-richtige Bild auch als historisch-wahr begründet haben; Camoëns, den uns, nebst andern minder berühmten Schriftstellern, Tiek und Fr. Halm ganz neuerlich mit lebhaften Farben und treuer Entwicklung geschildert haben; Byron und mancher Andere, werden uns nun unaufhörlich als Belege zu dem Satze angeführt, daß die Dichter höchst unglückliche Wesen seyen.

Aber man geht noch weiter. Nicht genug, daß man den holden Gaben der Musen, die sonst denen, welchen sie zu Theil geworden, Freude, Trost und oft reichen Ersatz für mangelnde Glückgüter gewährten, diese beseligende Einwirkung nicht mehr, oder nur in seltenen Ausnahmen zugesteht, so wird es jetzt Mode, zu glauben, oder wenigstens zu verkünden, daß nicht bloß viele Dichter von feindlichen Schicksalen verfolgt würden, sondern daß man schon darum höchst unglücklich sey, weil man ein Dichter ist.

Merkwürdig ist in dieser Hinsicht ein Gedicht über Grabbe's Tod, welches im Octoberhefte des Morgenblattes von 1836 steht. Es enthält, nebst mehren andern Äußerungen der tiefsten Schwermuth, folgende Stellen:

Der Dichtung Flamm' ist allemal ein Fluch —

— — —

Und Male brennt sie — durch die Mitwelt geht
Einsam, mit flammender Stirne, der Poet,
Das Mal der Dichtung ist ein Cain's-Zeichen.

Welche schauderhafte Vorstellung! Wer denkt hier nicht an den unseligen Ahasverus mit dem flammenden Kreuz an der Stirne, das er als Zeichen seiner ruhelosen Verdammung ewig tragen muß? Und damit — mit dem Loose des von Gott Verworfenen, sollte das Loos des Sängers — nicht des Einzelnen, vielleicht durch unerhörtes Unglück Ausgezeichneten — nein, das Loos jedes Dichters im Allgemeinen zu vergleichen seyn? Göthe und Ahasverus, Schiller, Wieland, Utz, Klopstock, endlich Homer oder Schakespeare und Ahasverus! Die Übertreibung, ja die gänzliche Unrichtigkeit der Vorstellung springt zu sehr in die Augen, um noch etwas hinzuzusetzen.

Überhaupt, glaube ich, gehört nur eine etwas unparteiische Aufmerksamkeit dazu, um hier die nothwendige Unterscheidung zu machen, auf die es eigentlich ankömmt, nähmlich: ob diese ausgezeichneten Sänger eigentlich als Menschen oder als Dichter gelitten? — ob das widrige Schicksal, welches sie traf, eine unaus-

bleibliche Folge ihres Talentes oder ihrer übrigen Eigenheiten, ihrer Stellung im Leben u. s. w. gewesen sey? Tasso's unfreundliches Geschick war lange, ehe er sang, ehe sein Name Italien erfüllte, durch die Parteyungen, welche damals dieß schöne Land zerrissen, und in welche schon sein Vater verwickelt ward, bestimmt. Ein kränklicher Körper, Anlage zur Hypochondrie, frühreife Geistesentwickelung, höchste Reitzbarkeit des Gemüthes, eine Folge jener Anlagen, bedingten seine Vorstellungen von den Menschen um ihn her, von seiner Stellung zu ihnen, und öffneten seine Brust den Einflüsterungen des Mißtrauens und des Argwohns. Die vorzüglichsten deutschen Dichter, Göthe, Zedlitz, Raupach, welche es sich zur schön gelösten Aufgabe gemacht haben, dieses Gemüth mit allen seinen Liebenswürdigkeiten und Schwächen uns dramatisch vor Augen zu stellen; so wie jene Schriftsteller, welche ihn biographisch schilderten, lassen uns deutlich erkennen, daß, wenn auch Scheelsucht, Stolz und Härte ungerechter Weise in sein Schicksal eingegriffen, und ihn für ein verzeihliches Vergehen strenger als billig gestraft haben; ihm doch auf keine Weise darum so mitgespielt wurde, weil er das befreyte Jerusalem geschrieben. Sein Un-

glück war eine unüberlegte Leidenschaft für eine hohe Frau, ihre wahrscheinliche Erwiederung derselben, und vielleicht Hofkabalen, die gern jedem Ausgezeichneten in den Weg treten.

Eben so war Camoëns Mißgeschick kein nothwendiges Product seines Talentes. Auch ihn verwickelte eine unglückliche Liebe in Mißverhältnisse, welche ihm Verfolgungen zuzogen. Andere gingen nicht sowohl daraus hervor, daß er die Lusiade dichtete, sondern daß er einen Stoff gewählt, welcher unwürdigen Nachfolgern die Größe besserer Ahnen vor Augen stellte, und sie darin bittern Tadel finden ließ. Dieselbe Darstellung würde auch in der trockensten Prosa oder im unbedachten Gespräche dieselbe Wirkung erzeugt, dieselbe Gehässigkeit hervorgerufen haben.

Was endlich jenen Dichter betrifft, dessen glänzender, aber feindseliger Genius die nächste Anregung zu den vielen Unglücksdichtungen unserer Tage gegeben, Lord Byron — so zeigt sich in seinem ganzen Leben und Wirken ein edler und feuriger, aber auch ungestümer und finsterer Geist, der, sich über religiösen Glauben erhaben haltend, manchem düstern Aberglauben unterlag. Mißverhältnisse in seinem öffentlichen und häuslichen Leben, das schroffe unzarte Be-

nehmen seiner Mutter (der er dennoch bis an ihren Tod ein guter Sohn blieb), seine einsame Stellung in der Welt, die ihm besonders bey seinem ersten Eintritte ins Parlament schmerzlich fiel; Fehlschlagungen in der Liebe sowohl als in seiner politischen Laufbahn; endlich Neid und Scheelsucht, welche immer das Verdienst verfolgen — Alles dieß senkte bittere Tropfen in dieß sonst edle wohlwollende Herz, das ohnedieß nur zu viel Empfänglichkeit für feindselige Eindrücke hatte, und sie wie mit Liebe hegte und groß zog. So erzeugte sich nach und nach der Haß gegen seine Feinde, gegen sein Vaterland, dem er im Childe Harold: Gute Nacht! sagte *), und in einem fremden Lande, mitten in edlem Wirken für ein unterdrücktes Volk, seinen frühen Tod fand. War das nun bloße Wirkung seiner poetischen Anlagen? Würde nicht jeder ehrgeitzige junge Mann von melancholischem, reitzbarem Temperamente eben so empfunden haben? Göthe, der den Lord als Dichter sehr schätzte, und in brieflichem, freundschaftlichem Verkehr mit ihm stand, hat das wohl erkannt, und seine Gedichte voll Bitterkeit und Menschenverachtung, „verhaltene

---

*) My native Land good night!

Parlamentsreden" genannt *); indem er damit treffend anzeigte, daß, hätte Byron in seiner politischen Laufbahn einen angemessenen Wirkungskreis für seine Kräfte gefunden, so würde sich die innere Gährung in seinem Gemüthe auf eine befriedigende Art gelöset haben.

Man wird vielleicht, und nicht ohne Grund, einwenden, daß doch eben jene Reitzbarkeit des Gefühls, jene Thätigkeit der Einbildungskraft, jene schnelle Empfänglichkeit für jeden Eindruck, den Dichter auch jeder unangenehmen Einwirkung der Außenwelt, so wie jeder quälenden Vorstellung des eigenen Gemüthes weit mehr bloßstellt, als andere Menschen von gewöhnlicher Art, die mit ruhigem Gefühle unangefochten durchs Leben gehen. Dieß ist ohne Zweifel wahr und gegründet, und Jeder, der auch nur einen kleinen Antheil des göttlichen Funkens in sich fühlt, wird ähnliche schmerzliche Erfahrungen gemacht haben. Wäre dieß aber die alleinige oder nur die Hauptquelle der Leiden, mit welchen Camoëns, Tasso, Byron zu kämpfen hatten, so müßten nicht allein alle Dichter, sondern Alle, in deren Brust

ein kreisend All,
Hervorzutreten in das Leben,
In That und Wort, ein Bild und Schall —

*) In den Gesprächen mit Eckermann.

lebt, Alle diese müßten sich gleich unglücklich fühlen — Mahler, Tonsetzer, Bildhauer u. s. w., sie alle trügen dann das Brandmahl der Verwerfung an der Stirne.

Dem ist aber nicht so, und war es noch weniger vor Zeiten, wo die Künste zunftmäßig in Deutschland, den Niederlanden und Italien getrieben wurden, und jeder tüchtige Meister Stifter und Haupt einer zahlreichen Schule war. Damals verbreiteten sie ein reges fröhliches Leben unter ihren Anhängern. Viele, ja die meisten dieser Künstler trieben auch Musik; wanderten, nach damaliger Sitte und Handwerksbrauch, durch die Länder, fühlten sich überall heimisch, wo ein Heerd ihrer Kunst aufgeschlagen war, und wenn man ihre Lebensbeschreibungen liest (wie sie Fr. v. Schoppenhauer in ihrem Van Eyk und seine Nachfolger so schön geschildert hat), so kann man nicht umhin, sie glücklich zu preisen. Die meisten erreichten ein hohes Alter, und dasselbe gilt auch von vielen deutschen Dichtern. Utz, Gleim, Jacobi, Klopstock, Wieland, Nicolai, und vor vielen Andern Göthe, dessen Leben und thätiges Wirken noch bis tief in unsere letzte Zeit hineinreicht, stehen vor uns als wohlbekannte Beyspiele eines ehrenvollen

Alters, und widerlegen thatsächlich jene melancholischen Vorstellungen von dem Unglück, welches die Dichter verfolgt, oder gar von dem Fluche, der auf dieser Gabe des Himmels liegen soll.

Aber es lassen sich, wenn man die bittern Klagen unserer modernen Dichter genauer analysirt, einige Keime aufspüren und nachweisen, aus welchen bey Vielen von ihnen sich jene unzufriedenen Ansichten entwickelt haben mögen. Einen sehr bedeutenden Beleg liefert, nach meiner Meinung, ein Aufsatz im Septemberhefte des Morgenblattes für 1836, unter der Aufschrift: Graf Platen in Erlangen.

Der Aufsatz rührt offenbar von einem genauen und wohlwollenden Freunde des verstorbenen Dichters her. Er ist mit achtungsvoller Anerkennung und freundschaftlicher Wärme geschrieben, also auf keine Weise bestimmt, den Dichter zu tadeln oder seine Handlungen und Empfindungen in ein nachtheiliges Licht zu stellen. Dennoch geht aus demselben deutlich hervor, daß Graf Platen eine viel zu hohe, und ohne fremde Anregung in seinem Geiste entsprungene Meinung von seinem Talente hegte. Er war fest überzeugt, er müsse ein großer Dichter werden, dieß sey sein Lebensberuf; und vor-

züglich sey er bestimmt, für die Bühne zu wirken, und von dort aus seine Nation zu belehren, zu bilden. Leider fand er den Platz, den er für sich aufbehalten glaubte, den Platz des ersten dramatischen Dichters in Deutschland, bereits von Andern besetzt, welche er tief unter sich hielt. Er richtete daher zuerst sein Streben dahin, die Herzen der Deutschen von ihrer irrthümlichen Verehrung für solche Geister zu reinigen.

Der geringe Erfolg dieses Strebens, die Kälte, womit das Publikum und die Directionen seine Arbeiten aufnahmen, kränkten ihn unaussprechlich; er verließ gleich Byron sein undankbares Vaterland, und ging nach Italien, wo er im besten Mannesalter starb.

Graf Platen hat durch seine Ghaselen und andere Gedichte zur Genüge sein ausgezeichnetes Talent, so wie die Tiefe und Gründlichkeit seiner Studien bewiesen, war er aber deßwegen unglücklich? Oder war er es nicht eigentlich darum, weil er Ansprüche an eine Anerkennung und Bewunderung der Mitwelt machte, die seinem Talente nicht entsprach, und weil er überhaupt von der Welt und der Bühne eine unrichtige Ansicht hatte? Er würde mit diesen ungemessenen Forderungen eben so unglücklich ge-

wesen seyn, wenn er als öffentlicher Lehrer oder Kanzelredner aufgetreten wäre.

So ist es denn nicht die Muse der Dichtkunst, die so großer Schuld anzuklagen wäre. Es sind zufällige Schicksale Einzelner, es sind endlich überspannte Forderungen und getäuschte Erwartungen Vieler, welche diese Klagen erzeugen, und die in unserer gegenwärtigen, zu Unzufriedenheit und Streben nach Veränderung geneigten Zeit, besonders im Herzen der Jugend leichten Anklang finden. Gern möchte ich Alle, welche mit wahrem Dichterberuf in ihr Saitenspiel zu greifen im Stande sind, fragen: ob nicht die Stunden, in welchen es unter ihrer Hand ertönt, ihre seligsten sind? Ich möchte sie fragen, ob sie in dem Beyfall ihrer Zeitgenossen, in dem Ruhm, der ihnen überall entgegenkömmt und sie begleitet; in dem geistigen Band, welches bessere Seelen, oft ganz unbekannte, oft weit entfernte, mit Dank und Achtung an sie zieht, nicht vollen und reichen Ersatz für manche unabänderlich mit der Dichtkunst, wie mit jeder menschlichen Lebensbedingung verbundenen Unannehmlichkeiten gefunden haben?

Aber diese Klagen, dieß Verläugnen einer bessern Erkenntniß sind der Zerrissenheit unserer

Zeit vorbehalten gewesen, und nur in einer Epoche allgemeiner Gährung und gewaltsamer Entwicklung, durch welche die gegenwärtige Menschheit sich durcharbeiten muß, um vielleicht einer schönern Zeit höherer Gesittung und Ausbildung entgegen zu gehen, ist solcher innerer Kampf, solcher Zwiespalt, solche Verwirrung des Geistes erklärlich und verzeihlich. In dieser Ansicht wollen wir denn auch mit den unglücklichen Dichtern — statt sie, wie sonst geschah, um ihre Himmelsgabe zu beneiden, herzliches Mitleid haben und wünschen, nicht daß ihnen Gott das Caïnszeichen abnehme, denn dadurch würden sie (sie mögen klagen wie sie wollen) sich doch wirklich gestraft finden; sondern daß er seinen Frieden in ihre Brust senke, und sie einsehen lasse, was sie an der holden Gabe —

die die Natur allein verleiht,
Die jeglicher Bemühung, jedem Streben
Stets unerreichbar bleibt, die weder Gold,
Noch Schwert, noch Klugheit, noch Beharrlichkeit
Erzwingen kann —

für einen köstlichen Schatz besitzen, und sich dessen mit gesundem Sinn und frohem Herzen erfreuen mögen!

Griseldis *).

Über Liebe und Selbstsucht.

Es war eine Zeit, wo — wie ich einen sehr gebildeten Mann sich einst äußern hörte, das Theater eine geistige Angelegenheit für das Publicum war. Diese Zeit war damahls schon vorüber, und ich habe mich anderwärts darüber ausgesprochen — ich glaubte sie auch für Wien, für Deutschland, für — überall vorüber, wo man das Theater bloß als eine Anstalt betrachtet, um eine Paar Abendstunden, oder wenigstens die Zeit bis zur aprés-soirée bequem auszufüllen. Ich seufzte darüber, und dachte bey dieser, wie bey mehreren andern Gelegenheiten nicht ohne Wehmuth an das bon vieux tems, wo ich und die Welt um mich her, noch jung war.

Aber eine glänzende Erscheinung in unserer neuesten Zeit scheint diese grämliche Klage auf eine höchst erfreuliche Art Lügen zu strafen. Viel=

---

*) Geschrieben 1836.

leicht nimmt Niemand lieber als ich den voreiligen Tadel zurück, und ist herzlicher froh darüber als ich, daß unsere Zeit noch jugendlich fühlen kann. Und warum sollte ich nicht diese Freude empfinden und gestehen? Das Gefühl altert ja nicht, und Victor Hugo sagt in seinem Hernani so wahr und rührend:

Un coeur est toujours jeune, et peut toujours saigner.

Also Gottlob! Die Griseldis unseres Landsmanns, der unter der bescheidenen Hülle eines Friedrich Halm einen bekannten und allgemein geachteten Familien-Nahmen verbirgt, dieses Stück, welches seit einigen Monathen fleißig und bey stets vollem Hause auf unserer Hofbühne trefflich gegeben wird, zaubert uns plötzlich aus der satten, theilnahmslosen Gegenwart in jene frische Jugendzeit zurück, wo ein gutes Stück noch im Stande war, das ganze Publicum zu electrisiren, Wärme und lebhaften Antheil zu erregen, auch wohl Streit für und wider — das Sujet, einen Character, eine Situation zu veranlassen, und mit einem Worte, zu einer geistigen Angelegenheit für das Publicum zu werden. Jetzt wie ehemahls, liefert Griseldis häufig ein Thema der Gespräche in Gesellschaften. Es wird darüber eifrig discutirt: ob der Verfasser wohlgethan, von der

Entwicklung der alten Novelle abzuweichen? Ob Griseldis Character wirklich ein so erhabenes Muster weiblicher Tugend, oder vielmehr eine willenlose Sclavennatur sey? Ob der so schmerzlich in ihr erzeugte Entschluß, sich von Percival zu trennen, in ihrer übrigen Denkart psychologisch gegründet; ob er, wenn die Dichtung in Wirklichkeit überträte, von Dauer seyn, oder die allzuzärtliche Gattinn nicht nach Verlauf einiger Zeit der eigenen Sehnsucht, oder den Bitten des vereinsamten Gemahls nachgeben, und ihr voriges Leben an seiner Seite, vielleicht zu neuen bittern Erfahrungen beginnen würde? u. s. w.

Solche und ähnliche Erörterungen, Fragen, Behauptungen hört man jetzt überall. Das Stück wird noch stets mit Begierde besucht, die Sperrsitze sind auf künftige Vorstellungen bestellt, kurz es erneuert sich vor den Wienern ein ehemals sehr häufiger, nur jetzt ganz aus der Mode gekommener Auftritt, nähmlich das Übergehen der poetischen, auf den Bretern dargestellten Welt in die wirkliche; das Leben und Conversiren mit den Gestalten des Drama's, gleich als gehörten dieser Percival im Bärenfell, diese eitle und schroffe Königinn, diese Dulderinn Griseldis zu dem Kreise unserer näheren

Bekannten, um deren gute oder böse Eigenschaften wir uns ernstlich bekümmern.

Es ist hier der Ort nicht, und ich fühle mich auf keine Weise dazu berechtigt, ein recensirendes Urtheil über das Stück an sich auszusprechen. Das ist schon von Anderen geschehen, die theils aus diesen Beurtheilungen ihr eigentliches Geschäft machen, theils von solchen, die, ohne zu den Journalisten und Kritikern von Profession zu gehören, durch die Schönheit und Macht der Erscheinung dieser Griseldis vermocht wurden, sich darüber vor dem Publicum auszusprechen, wie der Verfasser des sehr gehaltvollen italienischen Büchelchens: Sul Poema dramatico Griselda. Aber das darf ich sagen, daß mich das Stück sehr ergriffen hat, daß es mir nicht bloß den Abend, wo ich es sah, und später las, sondern viele Tage nachher eine willkommene Beschäftigung für meine Gedanken und Empfindungen gebothen, daß ich mich gern in die Welt versenkt habe, die es mir aufschloß, und daß gerade die keusche Klarheit der Sprache, die Entfernung von jener überströmenden Bilderfülle, welche seit M ü l l n e r s S c h u l d wie eine ansteckende Krankheit alle poetischen, besonders alle dramatischen Erzeugnisse ergriffen hatte, mir wohlgethan, und mich die stille Würde

classischer Einfachheit hat fühlen lassen, welche mir aus den Tagen meiner Bildungsperiode in deutschen, englischen oder antiken Vorbildern glänzend vor Augen schwebt.

Griseldis ist somit für uns, besonders durch die meisterliche Darstellung der Madame Rettich, eine wirklich lebende Person aus unserm Bekanntschafskreise geworden, an deren Wohl und Weh wir, um ihres Unglücks und ihrer Liebenswürdigkeit willen, eifrigen Antheil nehmen. Da sie kein bloßes Schattenwerk der Phantasie ist, so wird es auch erlaubt seyn, über den Werth oder Unwerth ihres Benehmens zu raisonniren, von ihrer Art zu empfinden auf die Empfindungen der Liebe und Zärtlichkeit im Allgemeinen überzugehen, und an ihrem Beyspiel das Lobens- oder Tadelnswerthe solcher Gefühle überhaupt zu entwickeln.

Es hat Menschen gegeben und gibt deren noch, welche behaupten, die echte Liebe müsse das Werk eines einzigen, aber für das ganze Leben entscheidenden Momentes seyn, in welchem „der Blitzstrahl“ (wie der selige Werner, der Verfasser der Söhne des Thals, sich ausdrückte) „in zwey verwandte Herzen einschlägt, und sie für die ganze Ewigkeit reinigend entzündet.“ So ungefähr lauteten seine Worte,

als wir einst an einem der stillen Abende, die er vor seiner Reise nach Rom im Jahre 1807 oft bey uns zubrachte, mit einigen Freunden über allerley, und endlich auch über das Wesen der Liebe sprachen. Ich behauptete gegen Werner, eine wahre Liebe müsse auf erkannter, oder wenigstens gefühlter Übereinstimmung der Gemüther, und vor Allem auf Hochachtung beruhen. Natürlicher Weise blieben wir Jedes auf unserer Meinung, wie immer in solchen Fällen geschieht, damit aber will ich durchaus nicht bestreiten, daß eine, auf solche Art entstandene Leidenschaft nicht zufälliger Weise auch einmahl echt und beglückend seyn könne. Der Glaube an die Platonischen Hälften, die in einem vorirdischen Zustand vereinigt waren, sich hienieden schmerzlich suchen und vielleicht finden, hat für mich immer etwas sehr Anziehendes und Einleuchtendes gehabt. Es ist möglich, ja es läßt sich sogar recht prosaisch beweisen, daß unter den vielen Tausenden von Menschen, die zugleich auf der Erde leben, zwey am meisten — nicht gleich tönend, sondern harmonisch fühlen müssen *); so wie unter

*) „Freundschaft entsteht nicht unter gleich tönenden, sondern unter harmonischen Seelen,“ sagt Schiller in der Thalia.

den tausend verschiedenen Blättern eines Baumes es zwey geben müsse, die sich am gleichsten sind. Finden sich nun, durch eine gütige Fügung der Vorsicht geleitet, oder durch einen sympathetischen Hang gezogen, diese beyden harmonischen Wesen, so ist es sehr natürlich, daß sie sich auch im ersten Moment an jenen geheimnißvollen psychischen Intuitionen erkennen werden, wodurch eine menschliche Seele die andere zu durchschauen, und ohne Worte in allen ihren Tiefen zu verstehen vermag. Ich glaube, daß das *seyn kann*, daß es *zuweilen geschieht*, daß aber dieser Fall äußerst selten eintritt. Tritt er aber ein, dann entscheidet er auch sicher für das ganze Leben, und nicht für dieß Leben allein; es ist ein Bund für die Ewigkeit, denn es ist ein Bund der Geister.

Gibt es aber mehrere solche Momente in dem Leben eines Menschen, wie es unserm nun schon lange verklärten Freunde Werner geschah, und wie es sein Lebenslauf beweiset, so ist gewiß Keiner der rechte. Jeder solche *Blitzstrahl* ist nur ein täuschendes Irrlicht gewesen, und die Empfindung, welche er entzündete, war eine aus Phantasie und Sinnenreitz gemischte Erregung, zu welcher sich öfters ein Anflug von Eitelkeit gesellt, kurz das, was man eigent-

lich nicht Liebe, sondern Verliebtheit nennen sollte.

Von solcher Art war, wie es aus dem Gange des vorgenannten Drama's deutlich wird, das Gefühl, die Leidenschaft, welche Percivaln und Griseldis entflammte. Er sah sie am Bach (die Stelle, worin er dieß erzählt, ist eine der schönsten im Stücke, und von hohem poetischen Werth); er war Zeuge einiger unbedeutender Handlungen, welche ihm, den schon des Mädchens Anblick heftig ergriffen hatte, für eben so viel unzweifelhafte Beweise echter weiblicher Tugenden galten. Er verliebte sich plötzlich in sie, schloß aus dem, was er beobachtet hatte, daß sie ein treffliches Wesen sey (und dießmahl hatte die flüchtige Wahrnehmung richtig gerathen) und faßte den Entschluß, sie zu besitzen. So ging er in die Köhlerhütte und begehrte sie von ihrem Vater zum Weibe, der mächtige Dynast von dem armen Vasallen, wahrscheinlich einem hörigen Manne, und das Unverhältnißmäßige dieses Abstandes, der Glanz, welcher den Mächtigen umstrahlte, blendeten Vater und Tochter. Die plötzliche Liebesbewerbung ward eben so plötzlich erhört, oder durfte vielleicht von Seite des niedrig gebornen Brautvaters nicht abgewiesen werden, und

die Tochter wurde eben so plötzlich in leidenschaftlicher Gluth für den glänzenden, mächtigen, tapfern, vielleicht auch recht hübschen Mann entzündet, der ihr zu Liebe Rang und Geburt vergessen, und die Köhlerstochter auf den Fürstenstuhl, den sie mit ihm theilen sollte, erheben wollte.

Nur so kann Griseldis Liebe zu Percival entstanden seyn. Es war eine plötzliche Verblendung, ein Rausch. Daß die unbillige Behandlung, welche ihr Vater Cedric von ihrem Gemahl erleiden mußte, und der strenge Zwang, der sie hinderte, ihre sterbende Mutter zu besuchen, weil sie entweder den ebenfalls kranken Gemahl auch nicht auf die kürzeste Zeit verlassen durfte, ohne seinen Zorn zu reitzen; oder weil er es ausdrücklich verbothen hatte — daß dieß Alles ihr die Augen über die wahre Natur der Empfindung, womit Percival sie umfaßte, nicht geöffnet hatte, sehen wir aus der rücksichtslosen Hingebung, mit welcher sie ihrem geliebten Tyrannen ihr Kind, ihre Ehre, und endlich auch ihren Vater opfert, der in der frühern meisterhaften Scene mit ihr, ihr geradezu sagt:

Du hast Abgötterey mit ihm getrieben.

Und das ist es auch: Abgötterey, welche einen häßlichen Fetisch zum göttlichen Wesen er-

hebt, und, blind über seinen eigentlichen Werth, nur das in ihm liebt, was ihre durch Sinnenreitz und Phantasie aufgeregte Leidenschaft in ihm sieht, nicht was er wirklich ist. Das ist nicht Liebe, das ist Verliebtheit, Verblendung, welche früher oder später vor dem Strahl der eindringenden Vernunft weichen, und einer bittern Enttäuschung Platz machen muß, wie es denn auch bey Griseldis geschieht, als plötzlich die schmerzliche Überzeugung vor sie hintritt, daß alle diese unendlichen Qualen, welche Percival über sie verhängte, nichts weiter als ein grausames Possenspiel gewesen, womit er seiner Eitelkeit einen Triumph bereiten, und die gewähnte Erniedrigung eines Fußfalls (der dem Lehensmann seiner Königinn gegenüber nie entehrend seyn konnte) von sich abzuwehren gestrebt hatte.

„Ein Fastnachtsspiel?“ ruft Griseldis aus, wie eine Hofdame ihr schonungslos die Wahrheit mit diesem schneidenden Ausdruck enthüllt. „Sprich du,“ fährt sie, zu Percival gewendet, fort, „laß du mich hören;“ denn sie will das Entsetzliche nicht so leicht glauben, ja sie hofft, Percival werde ihr sagen, daß nicht sein Eigensinn und Hochmuth, sondern eine gebiethende Nothwendigkeit ihn gezwungen habe,

ihr so harte Prüfungen aufzuerlegen. Aber nein? Es ist so! Sie kann das Auge nicht mehr vor dem schmerzlichen Strahl der eindringenden Wahrheit schließen, und nun ist es auch mit ihrer Liebe zu ihm aus, denn sie erkennt seinen Unwerth. Sie reißt sich los von ihm, und ich bin nicht der Meinung Mancher, welche dafür halten, diese so heiß liebende Frau würde die Trennung nicht lange aushalten, sondern, ihrer Beleidigung vergessend, in kurzer Frist sich wieder mit dem Gemahl vereinigen. Griseldis ist ein starker Character, ihre Willenlosigkeit gegen Percival ist nicht Schwäche, sie ist Wirkung einer Alles überwindenden Leidenschaft, die zwar ihren Grund in einer Verblendung hat, sich aber in diesem hohen Gemüthe zu einer bessern, sich selbst vergessenden Empfindung geläutert hat. Hört nun diese Verblendung auf, so muß auch die Leidenschaft, die nur durch sie entstanden war, aufhören. Percival ist nicht der Halbgott, den sie in ihm verehrte, nicht das Ideal, welches ihre Phantasie aus ihm bildete, er ist ein alltäglicher Mensch, voll Eitelkeit und Egoismus. Wie könnte ihr Gefühl für ihn dasselbe bleiben? Auch sagt sie ihm in der letzten Scene: D u h a s t m i c h n i c h t g e l i e b t, und bestätigt hiermit meine Ansicht, daß echte Liebe

etwas anderes sey, als Verliebtheit, aber auch etwas anders als Selbstsucht.

Und das ist Percival's Empfindung für Griselden. Er hat sie nie geliebt, er hat nur sich in ihr geliebt. Sie ist ihm nur ein Werkzeug seines häuslichen Wohlbehagens; bloß in dieser Hinsicht hat er mit dem schönen Mädchen am Bach, das seinen Augen gefallen, eine oberflächliche Prüfung angestellt, und sich vollkommen beruhigt gefunden. Weiß er doch, der mächtige Dynast, daß er, was allenfalls noch zu seiner vollständigen Zufriedenheit mangeln sollte, sich durch ein Machtwort verschaffen kann. So rühmt er sich unzart ihrer Tugenden vor dem ganzen Hofe; so verheißt er in halbtrunkenem Muthe und beleidigtem Stolze die verlangten Proben mit ihr vorzunehmen, ohne Rücksicht ob — und was sie dabey leiden könnte. Er will ja nicht ihr Glück, er will nur seinen Zweck, das heißt, den Triumph seiner Eitelkeit, bey welchem dann nebenher auch eine schmeichelhafte Auszeichnung für sie — das Niederknieen der Königinn vor ihr, ausfallen soll.

Das ist Selbstsucht in der Liebe, und ihre Erscheinung bey weitem gewöhnlicher, als man wohl glaubt, weil sie nur selten so plump

und grell, wie in diesem Ritter mit dem Bärenfell, hervortritt. Es ist das Ich, das leidige Ich, das, wenn wir uns strenge erforschen, bey Jedem von uns mehr oder minder unsern Wünschen und Bestrebungen zum Grunde liegt, und dem wir eigentlich opfern, wenn wir vorgeben, und in sehr gewöhnlicher Selbsttäuschung auch glauben, für den geliebten Gegenstand zu handeln. Es zeigt sich am häufigsten dadurch, daß so wenige Menschen es dem geliebten Gegenstande erlauben wollen, nach seiner Weise glücklich oder zufrieden zu seyn; daß sie eine zärtliche, aber doch eine unnachlassende Art von Tirannei über ihn üben, indem sie „aus lauter Liebe“ wie sie sagen, wünschen, daß er an eben den Dingen oder Personen Wohlgefallen finden möchte, welche ihnen behagen. Hierher gehören auch die Qualen und Bestrebungen der Eifersucht, dieser rastlosen Leidenschaft, welche zur eigenen Folter und zur Marter dessen, was man liebt, sich aus dem selbstsüchtigen Gemüthe entwickelt; diese Eifersucht, die so oft nicht einmahl mit der Treue gepaart ist, und von der ein italienischer Dichter singt:

Come sono i moderni mariti,
Per sistema infedeli,
Per genio capricciosi,
E per orgoglio poi tutti gelosi.

Das war damahls vielleicht von Vielen wahr, wie es gedichtet wurde, vor vierzig und mehr Jahren. Seitdem hat sich die Welt und mit ihr die Empfindungsweise der Menschen verändert. Es gibt keine oder nur wenig eifersüchtige Ehemänner; aber Eifersucht in der Liebe gibt es noch immer, und sie ist nur in seltnen Fällen edlerer Art — ein schüchternes Mißtrauen in seinen eigenen Werth dem überschätzten Gegenstand seiner Liebe gegenüber — sondern meist das Erzeugniß der Selbstsucht. Diese will ausschließend besitzen, sie will unbestrittene Sicherheit in diesem Besitz, und sie strebt mit allen Kräften darnach, sich diese Sicherheit zu erringen, sey es auch auf Kosten des ganzen Glückes der geliebten Person, das ihr viel weniger gilt, als die eigene Zufriedenheit.

So ist es nicht bey echter Liebe, die dieses Nahmens ganz würdig ist. Diese findet ihr eigenes Glück nur in dem des geliebten Gegenstandes, und zählt nur in so fern auf Erwiederung, als auch dieser von ähnlichen Gefühlen belebt ist, und die eigene Zufriedenheit in der Beglückung des Andern findet. Das reinste Bild davon gibt uns Sterblichen die Mutterliebe, diese heilige Empfindung, die der Schöpfer in die menschliche Brust gepflanzt hat, um uns in

ihr einen, wenn auch schwachen, doch treuen Abriß der göttlichen Liebe zu zeigen. Diese Liebe, die sich selbst vergißt, bey der das Ich nie in Betracht kommt, und die nur darum da ist, um den geliebten Gegenstand, das Kind, so glücklich zu machen, als es ihr möglich ist; die dafür nichts fordert, nichts erwartet, sondern wenn alle verwachten Nächte und mühevollen Tage während der Kindheit, wenn alle Sorgen und Befürchtungen in den Jahren der unerfahrenen leidenschaftlichen Jugend vorüber sind, den Sohn mit freudigem Gefühl seinen oft entfernten Beruf antreten, die Tochter in die Arme eines Gatten übergehen sieht, sich selbst einsam findet, und dennoch glücklich ist, wenn es nur den Kindern wohl ergeht; das ist wahre Liebe!

Über Wahrheit gegen die Welt und gegen sich selbst.

Was ist Wahrheit? — So fragte Pilatus den Erlöser, als er ihn mit sich ins Richthaus genommen und über sein Königreich ausgeforscht hatte. Ehe der Gefragte aber antworten konnte, wendete sich der Landpfleger ab, und ging von ihm weg. Folglich war seine Frage selbst eine Art von Unwahrheit, denn es war ihm kein Ernst, sie beantwortet zu haben.

Nie war wohl diese Art der Lüge, womit man nicht bloß Andern, sondern sich selbst etwas weiß machen will, so allgemein, so sehr eben unter höher gebildeten und feineren Menschen gang und gebe, als eben jetzt.

Was die öffentlichen Lügen betrifft, so haben seit ungefähr dreißig Jahren Politik, Journalistik und Speculationsgeist einen ungeheuern Lügenverkehr mit der allerfreymüthigsten Unbefangenheit eröffnet. Wenn ein seines Witzes wegen sehr beliebter Schriftsteller die „arme

Lüge“ in seinen Schutz nimmt, „weil sie ja doch nur höchstens zweymahl vier und zwanzig Stunden zu leben hat*),“ so zeigt dieß genugsam, mit welcher liberalen Großartigkeit man sich über Wahrhaftigkeit und das siebente Geboth des Decalogs hinaussetzt. Aber von solchen offenbaren, geflissentlichen Lügen, womit man durch die Täuschung Anderer irgend einen selbstsüchtigen Zweck zu erreichen strebt, rede ich jetzt nicht. Ich meine jene geheimen, subtilen, jene innerlichen Unwahrheiten, deren eine jene Frage des römischen Landpflegers an unsern Heiland war. Denn was wollte er damit? Sich den Schein tiefblickenden Scharfsinnes oder müder Welterfahrung geben, die diese Frage schon oft aufgeworfen, ohne eine befriedigende Erklärung erhalten zu haben, mit einem Worte, etwas vorgeben, was in der Wirklichkeit nicht vorhanden war; denn sonst hätte er die Antwort abgewartet und gethan, was man zu thun pflegt, wenn es Einem um eine Erläuterung zu thun ist.

Es gibt ungemein viele Pilatusse in unserer jetzigen Welt, und sie finden sich häufig gerade unter den gebildeteren Classen, unter geistreichen, feinfühlenden Menschen. Es ist eine Krank-

*) Börne.

heit des Zeitalters, möchte ich sagen, entstanden aus Überbildung, Nervenschwäche, Eitelkeit und Sucht zu glänzen. Solche Menschen lügen nicht mit Vorsatz oder aus Absicht; sie wollen nicht täuschen, aber sie sind, unter dem gewaltigen Umschwung aller Verhältnisse, und somit der meisten Begriffe und Vorstellungen in unserer vielbewegten Zeit dahin gelangt, über die gewöhnlichsten und natürlichsten Gegenstände auf eine außergewöhnliche, ihnen vielleicht selbst nicht ganz deutliche Art zu denken. Es ist ein unnatürliches Auffassen der Welt um sie her, und ein daraus entstehendes Subtilisiren, Sublimiren und Anatomiren aller Begriffe und Gefühle, bis zuletzt etwas so Befremdendes und Seltsames daraus entsteht, daß man Mühe hätte, den ersten natürlichen und allgemein gültigen Gedanken herauszufinden. Solche Menschen wenden sich dann mit Ekel von den meisten Dingen ab, die Andern angenehm oder werth sind; sie preisen Sachen oder Zustände, welche man im Allgemeinen weder wünscht noch sucht, und endigen damit, das Gewöhnliche als tief untergeordnet zu verschmähen, dem Auffallendsten nachzustreben, und das Unschicklichste zu thun, indem sie ihre paradoxe Handlungsweise mit tausend Sophistereyen und scharfsinnigen

Erklärungen, wie ihr feingebildeter Geist sie ihnen liefert, unterstützen und vertheidigen.

Besitzen solche Menschen Kenntnisse und Gewandtheit im Schreiben, dann bringen sie ihre also gewonnenen einseitigen Erfahrungen und Betrachtungen zu Papier, in Form von Briefen, Memoiren, Tagebüchern, humoristischen oder andern Dichtungen. Es ist alles mit lebendigem Witze, mit übersprudelndem Geiste aufgefaßt, manches Wahre und Tiefgefühlte liegt darin verborgen, schimmert durch das luftige Gewebe von Spitzfindigkeiten, Paradoxen, Antithesen und Unklarheiten hindurch, und blendet und reitzt um so mehr, als es seltsam, oft geheimnißvoll, noch öfter verworren und unverständlich vorgetragen ist. Der Leser und noch mehr die Leserinn, deren Verstand in der Regel weniger aufgeklärt ist, fühlt sich ergriffen, frappirt, und ist nur selten im Stande, das Unwahre in Auffassung und Darstellung vom Rechten, das Angenommene, Gezierte vom wirklich Gefühlten, das Gebäude der Sophismen von gründlichem Raisonnement zu unterscheiden, und endlich die meist trostlosen Schlußfolgen vorauszusehen, zu welchen jene Behauptungen gewöhnlich führen. Das Buch macht Aufsehen, man lobt, was man versteht, und bewundert, was

man nicht verstanden hat; denn man würde sich schämen, dieß Nichtverstehen zu bekennen, und sich wohl hüthen, wenn auch der natürliche Verstand und das gesunde Gefühl den verschrobenen Ansichten, den grellen Behauptungen widerspräche, dieß zu sagen, weil man fürchten müßte, nicht für sehr gebildet zu gelten, wenn man von solch einem Werke nicht bezaubert wäre.

Ich weiß, daß ich jetzt im Begriffe bin, Etwas zu sagen, was im directen Widerspruche mit dem Urtheile beynahe der ganzen, wenigstens, der jüngeren lesenden Welt steht. Ich weiß, daß man sich über meine Behauptungen aufhalten, sie der zu stationären Beschränktheit früherer Bildung, vielleicht dem Neide über so glänzende Erscheinungen beymessen wird; aber ich muß es auf diese Gefahr hin wagen zu sagen, daß die sehr geistreichen, sehr anziehenden und ohne Maß bewunderten Briefe Rahels, und Göthe's Briefwechsel mit einem Kinde solche Schriften sind, wie ich sie oben geschildert; daß sie unendlich geistreich, voll blendender Auffassungen, voll ergreifender Stellen voll scharfsinniger Bemerkungen sind, daß sie aber, meinem Gefühle nach, zweyer Haupt-

vorzüge guter und allgemein empfehlenswerther Schriften ermangeln, der Einfachheit und Wahrheit — Wahrheit nähmlich in dem Sinne verstanden, daß man nie Etwas sage, das nicht im Einklange mit unserer Gesinnung ist, und Einfachheit, daß man der Natur und dem Standpuncte getreu bleibe, worauf uns die Vorsicht gestellt.

Frau von Varnhagen (Rahel) genoß, während sie lebte, der allgemeinen Achtung, und mit eben solchen Empfindungen und inniger Trauer sprechen noch jetzt ihre Freunde und Freundinnen von ihr. Es geht aus der genaueren Aufmerksamkeit auf den Gang ihrer Geistesrichtung, selbst aus der Briefsammlung hervor, daß sich ihr Gemüth nach und nach über Vieles, was ihr in früherer Jugend unaushaltbar schien, beruhigt, ihr Geist sich frömmeren Ansichten geöffnet habe, nicht bloß, weil sie Christinn (denn man kann getauft und doch unfromm seyn), sondern weil sie weiser, ruhiger geworden war. So flößt die Denk- und Empfindungsweise, die aus den späteren Briefen leuchtet, auch dem unbefangenen Leser Achtung ein. Es ist daher meine Absicht durchaus nicht, etwas dem Character dieser Frau Nachtheiliges zu sagen, aber ich wünschte durch einige Bemerkungen auf den ge-

fährlichen Einfluß hinzudeuten, den solch ein Buch, wenn es nicht mit genauer Prüfung gelesen wird, auf die unerfahrene Jugend haben kann. Vorerst sey es mir erlaubt, meine Meinung über den Gang der Geistesrichtung dieser Frau zu entwickeln, und dann meine Ansichten mit Stellen aus dem Buche zu belegen.

Durch ihre Geburt einer Nation angehörig, welche durch viele ungerechte und manche gegründete Vorurtheile von der übrigen Welt nie mit ganz günstigen Augen betrachtet wird, mag schon dieser Umstand allein, bey den Forderungen, welche dieser ausgezeichnete Geist an das Glück sowohl als an die Gesellschaft zu stellen sich berechtigt fühlte, Manches beygetragen haben, jenen Grundton von Bitterkeit und Unzufriedenheit in ihr zu entwickeln, der besonders ihre früheren Herzensergießungen mit einem scharfen Mißlaut durchzieht. So sagt sie zu ihrem Gemahl:

„Du bist der Einzige, der da fühlt und weiß, wie übernatürlich schlecht es mir geht, wie keine Antwort auf alle Anforderungen meiner Natur kam, für dein Aug' allein ist das schreckliche Schauspiel da.“ (2. Th. S. 17.)

Ferner:

„Die Natur hat ihr eines der feinsten und

zartest besaiteten Herzen gegeben, aber ihr launenhafter und strenger, ja fast toller Vater hat es übersehen, und jedes Talent in ihr zerbrochen, ohne ihren Character schwächen zu können. Nun arbeitet dieser verkehrt, wie eine Pflanze, die in die Erde treibt.“ (S. 186.)

Von der Natur mit einem starken und hellen Geiste begabt, den eine vielseitige Bildung noch höher entwickelt hat (obgleich sie mehrmahls behauptet, nichts gelernt zu haben), durch ihre Verhältnisse in Berührung mit den ausgezeichnetsten Geistern ihrer Zeit gesetzt, mag sie sich bald weit über alle ihre nächsten Umgebungen erhoben haben, und darum auch von diesen mißverstanden worden seyn, weil sie nicht zu ihnen paßte. Klagen hierüber kommen häufig vor. Ohne äußere Schönheit, und darum, um Aufmerksamkeit zu erregen, bloß an den eigenen Geist und die Ausschmückung desselben gewiesen, scheint der lebendige Gedankenverkehr und das Leben in den bewegten Kreisen höherer Geselligkeit ihr ein unentbehrliches Bedürfniß gewesen zu seyn. Ihr Verstand ist unaufhörlich thätig, sie reflectirt über Alles, am meisten über sich selbst. Sie forscht, gräbt, wühlt recht in ihrem Innersten. Dieß macht sie zum Hauptgegenstande ihrer Betrachtungen, zum In-

halte ihrer meisten Briefe. Möchte das immer seyn, wenn es mit gehöriger Selbsterkenntniß und mit dem Wunsche geschähe, das, was man Fehlerhaftes entdeckt, abzuändern, zu verbessern, um mit sich selbst und der Welt in Frieden zu kommen. Davon zeigen sich aber wenig Spuren, und Jammern über Härte des Geschickes, über Mißverstand, über Mangel an Anerkennung füllen beynahe jede Seite. Ihre Gesundheit ist zerrüttet, das ist ein Quell des Leidens, den Jedermann mit Theilnahme erkennen, und die Klagen darüber gerecht finden wird. Aber viel unzufriedener als mit ihrem Körper ist sie mit den Menschen, die sie umgeben, besonders scheint sie sich mit einigen ihrer Verwandten nicht gut gestanden zu haben. Häufig auch kommen Klagen über Klätschereyen vor, denen sie mehr Gewicht beylegt, und sich tiefer davon hat kränken lassen, als man von einer so verständigen Frau vermuthen sollte. Daß ein Geist, der diese Richtung genommen, sich eben dadurch von der Bahn stiller Häuslichkeit und echt weiblichen Waltens entfernt haben müsse, geht schon a priori aus dem Angeführten hervor, noch deutlicher zeigt es sich aber aus der gänzlichen Abwesenheit aller Hindeutungen auf ein wirklich häusliches, arbeitsam beschäftigtes Fa-

milienleben. Sie fühlt sich am behaglichsten in eleganten Umgebungen, wo ihr reicher Geist in ein angenehmes Spiel versetzt, und ihrer ausgezeichneten Verstandesbildung von Frauen und Männern, besonders von berühmten Männern, gehuldiget wird. Dieß Leben sucht sie auch gern überall auf, sie scheint sich leicht aus ihren häuslichen Geschäften losgerissen, und an einen andern Ort verpflanzt zu haben; wie wir sie denn bald an Badeorten, bald in Frankfurt, Wien, Prag finden. Alles dieß beweiset für meine Ansicht, daß häusliches Wirken und echt weibliches Walten ihr Element nicht war, und noch mehr beweiset es der tiefe Ärger, mit dem sie diese Bemerkung einer anderen Person, in einem nicht an sie gerichteten Briefe, den sie zufälliger Weise gelesen, aufnimmt, und in welchem ihr von der Schreiberinn desselben, bey aller Achtung, welche diese sonst für Frau v. Varnhagen empfindet, echte Weiblichkeit abgesprochen wird.

Sehr seltsam, nach ihrer kühnen schroffen Art, äußert sich Rahel über dieß Absprechen folgender Maßen: „Einem Tambour mit einem Schnurbarte hätte ich die Weiblichkeit nicht abgesprochen, wenn er ein Gemüth hätte, wie das meinige.“

Von dieser Art, in diesem Tone sind die

meisten ihrer Bemerkungen, und ich glaube der Verfasserinn nicht zu nahe zu treten, wenn ich sage, daß ihr Scharfsinn, ihre streng geschiedene Eigenthümlichkeit, endlich ihre vielseitige Bildung und der Ruf einer originellen, geistreichen Frau sie oft verleitet hat, Sätze und Behauptungen aufzustellen, die sie durchaus nicht vor dem Richterstuhle einer gesunden Moral, und kaum vor ihrem eigenen seltsam gesteigerten Geiste würde haben rechtfertigen können, wenn sie später in ruhigerer Stimmung überlesen und geprüft hätte. So aber waren es Ergießungen eines überreitzten Gefühles und einer ganz absonderlichen Geistesrichtung, auf welche noch die Stimmung jener Zeit (der Anfang und das erste Fünftel dieses Jahrhunderts) mächtigen Einfluß hatte, in Briefen ausgesprochen, welche abgesendet wurden, und wahrscheinlich der Schreiberinn nie mehr vor die Augen kamen. Jetzt stehen sie dicht zusammen gedrängt in der Briefsammlung, und es stellt sich dadurch das Seltsame, und ich wage es zu sagen, oft Unwahre der Auffassung, das Grelle und an vielen Orten Unverständliche des Ausdrucks noch auffallender heraus. Beyspiele mögen dieß erläutern.

Ein Knabe aus ihrer Verwandtschaft oder

Bekanntschaft wurde über etwas Unrechtes, das er gethan, zur Rede gestellt; er läugnete, man dringt stärker in ihn, man sucht ihn zu schrecken. Da äußert sich nun Rahel folgender Maßen:

„Schrecken und Verlegenheit haben immer eine schlechte Wirkung auf den Character, und darum war es mir peinlich. Ich gab mir Mühe, dieses unbedachtsame Verhör in ein Exercice des Ausredens zu verwandeln. Warum verbiethet man Kindern so ausdrücklich Läugnen und Ausreden, die man (leider! — aber doch) braucht. Man erzieht sie ja für den Tummel der Welt und nicht für einen positiven Himmel. Warum lehrt man sie nicht Lügen, Läugnen und Ausreden sagen, als ein nothwendiges Übel, und zeigt es ihnen dabey als eine schwere Arbeit, die man von selbst wegläßt, wenn man sie nicht mehr vonnöthen hat? „Fürchterliche Moral!“ setzt sie selbst hinzu, bleibt aber doch bey ihrem Satze. (S. 68 und 69. 1. Thl.)

Seite 577 spricht sie dem Selbstmorde bey Gelegenhenheit des Kleistischen Wechselmordes, der wahrlich nur als eine bedauernswerthe Verirrung krankhaft überreitzter Geister entschuldigt werden kann, das Wort; indem sie unglaublich sophistisirend sagt: „Unglück jeder Art dürfte mich

berühren, einem elenden Fieber, jedem Klotz, jedem Dachstein, jeder Ungeschicklichkeit sollte es erlaubt seyn" (nämlich mir das Leben zu nehmen), „nur mir nicht?" Billig sollte wohl jedes wahrhaft religiöse Gemüth, von welchem Glauben es sey, auch hier ausrufen: Fürchterliche Moral!

„Negerhandel, Kriege, Ehen, und sie wundern sich — und flicken!" (S. 259.) Diese Stelle steht in ihren abgerissenen Gedanken, und soll vermuthlich heißen: Man wundert sich, daß es schlecht in einer Welt zugeht, und bemüht sich, sie zu bessern, wo es solche Gräuel, wie Negerhandel, Kriege und Ehen gibt! — Wie seltsam, ja, wie ungehörig muß es in einer weiblichen Seele aussehen, die solche Begriffe vom Ehestande hat! Sehen wir in diesen beyden zuletzt angeführten Stellen nicht jene Grundsätze aufkeimen, welche, „fortgezeugt in unglückseliger Kette," so viele einfache und Doppelselbstmorde unserer Tage, und Bücher wie die des Herrn Gutzkow hervorgebracht haben?

Dennoch hat Rahel später selbst geheirathet, und mit einem würdigen Gemahl, wie alle ihre folgenden Briefe bezeugen, in einer zufriedenen Ehe gelebt. Jene Ansicht war also abermals eine innerlich unwahre.

Zu dieser Classe und mitunter auch zu den unklaren, unverständlichen gehören folgende Behauptungen: „Unglück ist Schimpf des Schicksals“ — „des wahren Unglücks schämt man sich, und man kann es auch daran erkennen.“ — „Ich weinte und schrie laut“ (über ein älteres Gedicht von Göthe, das ihr zufällig zu Gesichte kam), „sonst wäre mein Herz todt geblieben.“

Von einem Herrn R. sagt sie: „R. weiß nur, was er gelernt hat, und das ist wenig, denn man kann nichts lernen, als was man schon weiß.“ (S. 80. 3. Thl.)

Nicht klarer als dieß sind die folgenden Stellen:

„Ich beneide keinen Menschen, als um Dinge, die Niemand hat.“

„Alle Menschen waren dereinst Ein Mensch.“

Ist es wohl glaublich, daß Fr. v. V. bey solchen Sätzen etwas Deutliches gedacht, etwas Wahres empfunden habe?

Sehr seltsam klingen ferner Äußerungen wie folgende:

„Nur Thörichtes gelingt, weil nur thörichtes Streben einseitig ist, und ein besseres die Zustimmung verschiedenartiger Dinge fordert.“ (S. 454. 2. Thl.)

Einmahl meint sie, nebst sonderbaren Paradoxen über unsere Fortdauer nach dem Tode: die Frauen sollten eigentlich so wie das Vermögen, so auch die Macht in den Familien haben, und die Kinder nach der Mutter genannt werden. So bricht sie in großen Jubel darüber aus, daß Herr von Gentz in seinen alten Tagen noch zärtliche Liebe für eine junge Tänzerinn empfinden kann, und freut sich daher über Etwas, was man gewöhnlich lächerlich zu finden pflegt, und was der bessere Mensch, aus Achtung für die anderweitigen Verdienste des Mannes, mit dem Mantel der Liebe zudeckt.

Durch eine Stelle im Wilhelm Meister: O wie sonderbar ist es, daß dem Menschen nicht allein das Unmögliche, sondern auch so vieles Mögliche versagt ist, sagt sie: „habe Göthe wie mit einem Zauberschlage die ganze Prosa unsers infamen kleinen Lebens festgehalten, und noch anständig genug vorgehalten.“

„Seit dem Tode ihrer Mutter ist sie sterblicher geworden. Sie ärgert sich, daß man nicht durch seinen Willen leben bleiben kann, daß man plötzlich sterben kann, daß man nach dem Tode ekelhaft wird.“ (S. 473.)

„Epimetheus, von Göthe, hat ihr einen

entsetzlichen Eindruck gemacht. Sie wurde damahls alt, auch alt wird man plötzlich.“ (S. 460.)

Ich frage nun jeden Unbefangenen, ob aus diesen Äußerungen eine natürliche Ansicht der Welt, und vor Allem, ob Wahrheit des Gefühls hervorleuchte; und ob ein solches Buch, je geistreicher es geschrieben, je kühner und blendender manche seiner Behauptungen sind, nicht eben dadurch für junge, unerfahrene Herzen, die das Richtige vom Blendenden, das Subjective vom Allgemeingültigen nicht zu scheiden verstehen, eine gefährliche Lectüre werden könne? Wirklich auch hat man bey der unglücklichen Charlotte Stieglitz, deren Tod ihr eine nicht zu beneidende Celebrität gegeben hat, Rahels Briefe gefunden, wie in meiner Jugend den Werther bey jedem Selbstmörder. Es zeigt die ganze Geschichte jener Unglücklichen, welchen schädlichen Einfluß Mode-Lectüre, Zeitgeist und Überbildung auf ihre Denkart und ihren schrecklichen Entschluß hatten, und wie sehr sie von der naturgemäßen Richtung ihrer Gedanken und Empfindungen abgekommen war.

In mancher Hinsicht gehört Göthe's Briefwechsel mit einem Kinde auch hier-

her; am meisten in der Beziehung, daß die in demselben der Welt mitgetheilten Anschauungen, Gefühle und Betrachtungen durchaus nicht immer wahr, und nicht wirklich so, wie sie niedergeschrieben worden, in der Seele der Verfasserinn entstanden sind. Zwar scheint sich diese mit großer Unbefangenheit vor ganz Deutschland mit ihrer Leidenschaft für einen berühmten Mann, den sie im Beginne des Briefwechsels gar nicht persönlich kannte, hinzustellen, und wenn man einwenden will, daß das nicht recht mit weiblichem Anstande verträglich sey, so rufen die Bewunderer: „Aber es ist so, Bettina ist so, wie sie sich hier schildert; sie ist ganz das höchst geistreiche, tief- und feinfühlende Wesen, das aber wider alle Formen verstößt, weil es sich um keine bekümmert, und nur den Eingebungen seines Herzens folgt.“

Wohl denn! Diese innere Wahrheit könnte die ungewöhnliche Offenherzigkeit entschuldigen, womit Bettina das Publikum zum Vertrauten ihrer seltsamen Herzens-Angelegenheit macht, und zugleich als psychologische Erscheinung höchst anziehend seyn. Aber um das zu bewirken, müßten ihre Gefühle immer wahr, ihre Bemerkungen aus wirklichen Anschauungen geflossen, ihre Gedanken darüber natürlich und folglich

deutlich seyn. Es findet sich aber manches in diesen Schriften, was diesen Forderungen geradezu entgegensteht, und ich will nur Einiges, welches mir klar wurde, andeuten.

Zuerst schon der Titel: „Göthe's Briefwechsel mit einem Kinde.“ Bettina war dreyzehn Jahre alt (nach ihrem eigenen Berichte), wie sie die Correspondenz begann. Ein Mädchen aber, das so viel Verstand, Phantasie und Geistesbildung besitzt, obgleich auch sie, wie Frau v. Varnhagen, sehr oft behaupten will, nichts gelernt zu haben, kann schon darum mit dreyzehn Jahren kaum mehr für ein Kind gelten. Aber dieser Briefwechsel dauert viele — er dauert zehn bis zwanzig Jahre. Bettina ist indeß Jungfrau, Gattinn, Mutter geworden; heißt aber immer noch das Kind des Titels, und ich kann daher weder jene Behauptung noch diese Benennung für wahr gelten lassen. Mir erscheint Beydes als Etwas, das gesagt wurde, um die Aufmerksamkeit und Theilnahme für die Schreiberinn zu erhöhen.

Im Verlaufe der Correspondenz kommen seltsame, beynahe unglaubliche Dinge vor. Bettina, die Tochter eines reichen, angesehenen Hauses, bringt, während einer Reise mit ihrem Schwager, eine oder mehrere Nächte allein in

einem verfallenen Gemäuer zu; übernachtet da und dort, wie es sich eben trifft, schleicht sich aus einer Gesellschaft bey ihrer Großmutter, wo ihr die Gesichter der Anwesenden, Gott weiß, warum? Angst einflößen, fort; klettert über die Hofmauer, und kommt bis an, und mittelst einer Badewanne, die zufällig dort steht, bis in den gefrornen Main, der damahls mit Eisblöcken treibt u. s. w. Sie birgt und rettet mit lobenswerthem Muthe und edler Menschenliebe einen französischen Soldaten vor den Rothmäntlern, die ihn verfolgen. Das ist schön! Aber wie absonderlich, ja wie unglaublich ist es, daß sie, um das Blut von seiner — freylich unbedeutenden, Wunde zu wischen, nichts hat, als ihre Zunge! Ein kleiner Flacon mit Wasser und ein Schnupftuch, das sich ohne alle Gefahr, bemerkt zu werden, im Schubsack oder Ridicüle hätte über den Hof hin transportiren lassen, würde die Sache anständiger, apetitlicher und glaublicher bewirkt haben.

Indessen, sie hat es geschrieben, und so widernatürlich, so allen gewohnten Begriffen entgegen uns dieß auch erscheint, so liegt doch keine absolute Unmöglichkeit darin. Wenn sie aber, als Pensionäre in einem Kloster, des Nachts durch die beklommenen Schlafsäle, und

zwischen den Reihen der Tiefschlafenden durch in den Garten gegangen seyn will, und aus keinem Umstande erhellt, daß dieß widerrechtlich geschehen, so glaube ich dieß als eine offenbare Unmöglichkeit bezweifeln zu dürfen, da eine solche Freyheit der Einzelnen mit der nothwendigen Disciplin eines Klosters gar nicht vereinbar ist, und gewiß keine Kostgängerinn sich des Nachts aus dem Zimmer entfernen darf. Eben so wenig Wahrheit hat jene Erzählung von der stillen Messe, die ihr Graf Friedrich Stadion am Charfreytag gelesen haben soll. Kein katholischer Priester liest am heiligen Freytag Messe, es wird an diesem Tage keine Hostie consecrirt, und ob Graf Stadion, der zwar Domherr war, auch die priesterlichen Weihen empfangen habe und Priester gewesen sey, habe ich von Manchem bezweifeln gehört. Doch wenn auch dieß der Fall war, so ist doch die Messe etwas geradezu Erfundenes, folglich können auch alle die Empfindungen, Betrachtungen und Beschreibungen, die bey dieser und ähnlicher Gelegenheit aus solchen rein erdichteten Situationen entstanden seyn sollen, nie Statt gefunden haben, und folglich sind auch sie, so schön sie dargestellt sind, unwahr. Mit diesem einzigen Worte aber stürzen, wenigstens für mich, wie durch die Be-

rührung mit dem zauberzerstörenden Schilde des Ubaldo im befreyten Jerusalem, alle die blumigen Gärten und reizenden Wildnisse dieser Armida in Nichts zusammen. Betrübt stehe ich davor, beklage, daß so viel Schönes nur eine Fabel gewesen, und der Gedanke, eben nur ein gelungenes Gedicht gelesen zu haben, entschädigt mich nach meiner Empfindungsweise nicht für die bittere Enttäuschung.

Nach meiner Empfindungsweise habe ich gesagt, und das darf ich als subjective Wahrheit behaupten. Mögen Andere sich an diesen erdichteten Empfindungen, weil sie schön und warm vorgetragen sind, erfreuen wie sie wollen; mögen sie die lyrisch begeisterten Stellen der Briefe und des Tagebuches, in welchen Bettina mit ihrem Geliebten oder von ihm spricht, als die lieblichsten Gedichte preisen, wie denn Göthe deren wirklich einige versificirt und seinen Werken einverleibt hat; für mich haben sie ihren schönsten Vorzug, den der Wahrheit und Wirklichkeit, verloren, und ganz etwas Anderes ist es, wenn ein Dichter in einem Bande von Gedichten uns mehrere biethet, in welchen er eine erfundene Situation schildert, oder seine eigenen Empfindungen ausspricht, die er in einer solchen Situation gehabt haben könnte, das sind Fic-

tionen, sie werden uns als das gegeben, und wer den Dichter dafür als wie für ein Glaubensbekenntniß verantwortlich machen wollte, hätte Unrecht. So ist es aber nicht mit Briefen und Tagebüchern. Diese sollen den Menschen schildern, wie er ist oder war. Sein Erlebtes, seine Erfahrungen, seine Empfindungen bey dieser oder jener Veranlassung will man hören, nicht was er später unter ganz anderen Umständen hinzugedacht und geschrieben hat.

Und so erscheinen mir denn diese Schriften nicht sowohl als das natürliche Erzeugniß eines originellen Geistes, sondern wie etwas, wenigstens zum Theil, Gemachtes, Angenommenes, um Aufmerksamkeit zu erregen, und von den Sonnenstrahlen, die das Andenken des Geliebten verklären, auch einen Nimbus um das Haupt der Verehrerinn zu flechten, so wie mir das ganze Verhältniß, diese glühende, rücksichtslose Leidenschaft des dreyzehnjährigen Mädchens oder — Kindes für den sechzigjährigen berühmten Mann als eine unnatürliche, künstlich ausgebildete Empfindung, und etwas nur aus einer übersteigerten Geistesbildung Erklärliches vorkömmt. Ein einfaches, wahres Mädchenherz empfindet nicht so.

Vergleicht man ferner mit diesen Bemer-

kungen das, was Göthe's Mutter Bettinen ganz unverhohlen Schuld gibt (1. Thl. S. 71), daß sie nähmlich in ihren Erzählungen und Schilderungen nicht immer der Wahrheit getreu bleibe, und man nie recht bey ihr wissen könne, was davon wirklich erlebt und was erdichtet sey: so wird vielleicht mancher unbefangene Leser und manche Leserinn, die nicht eben mit höheren Ansichten Prunk treiben will, mir beystimmen und gestehen, daß diese Briefe eines seynwollenden Kindes, zwar das Erzeugniß eines reichen originellen Geistes und einer außergewöhnlichen Empfindungsweise, und eine sehr anziehende Lectüre sind, daß man sie aber der weiblichen Jugend durchaus nicht zur Nachahmung, daher auch nicht zum unbedingten Gebrauche überlassen dürfe.

Auch in diesen Briefen und in dem Tagebuche kommen viele preciöse und viele, nicht allein mir, sondern auch Anderen, die ich um eine Erklärung fragte, unverständliche Stellen vor, z. B.:

„Die Wahrheit hat keinen Leib, aber das sinnliche Leben ist die Spur ihres Weges.“ (S. 140. Tagebuch.)

„Philosophie ist Symbol der Leidenschaft

zwischen Gott und dem Menschen.“ (S. 138. ebendaselbst.)

„Denken ist Inspiration der Freyheit.“ (S. 175.)

„Geheimniß ist Instinkt der Phantasie. Wessen Geist diesen Instinkt hat, der hat den befruchtenden Boden für den Samen der Liebe.“ (ebendaselbst.)

Hierzu gehören besonders manche Äußerungen über Musik, die sie Beethoven nachgeschrieben haben will, deren Dunkelheit ihr Göthe selbst in der Beantwortung ihres Briefes auf eine feine Weise zu verstehen gibt. Übrigens aber gehört, was sie, jene Unverständlichkeiten abgerechnet, über Musik bey dieser und anderer Gelegenheit sagt, zu den schönsten und interessantesten Partien ihres Werkes, und beurkundet den reichen, vielbegabten Geist, das tiefe Gemüth. Eben so schön sind alle Stellen, welche die Tyroler, ihr Geschick, ihre heldenmüthigen Anstrengungen betreffen, und man bedauert, wenn man sich von solchen Schilderungen und Gemüths-Ausströmungen tief ergriffen fühlt, nur um so mehr, daß es Bettinen so wie Raheln nicht immer gefallen hat, ihre wirklichen Ansichten, ihre wahrhaft empfundenen Seelenzustände auszusprechen, die gewiß von höherem Werthe gewesen wären, als so viele

Behauptungen und Aphorismen, die nur hingeschrieben scheinen, um in Erstaunen zu setzen, und sich für etwas Anderes oder Höheres zu geben, als man wirklich war.

Da diese beyden Frauen aber wirklich recht viel sind, da ihre Geister unstreitig zu den bevorrechteten unter ihrem Geschlechte gehören, so muß man es um so mehr bedauern, daß sie Beyde den schönsten Schmuck jedes menschlichen, vorzüglich aber jedes weiblichen Gemüthes, Einfachheit und Wahrheit, verschmäht, oder auf einem Pfade gewandelt haben, der sie in gerader Linie davon abführen mußte.

Noch eine auffallende Erscheinung ist es wohl auch, daß gerade diese beyden Schriften aus weiblicher Feder so allgemeine Anerkennung gefunden haben. Sey das Journal, der Beurtheiler von welcher politischen oder literarischen Farbe er wolle, Rahels und Bettina's Schriften werden überall unbedingt mit dem größten Lobe erwähnt, und einer unserer ausgezeichnetsten Gelehrten hat sogar eine ganze allegorisch-humoristisch-satyrische Erzählung von dem heiligen Christoph und dem Kinde über dieses Verhältniß geschrieben; eine Ehre, deren sich nicht

so leicht ein anderes Buch rühmen darf. Auch im geselligen Leben nimmt man fast einmüthig Bettina's Partey, und scheint von dieser neuen Art von Naivetät und Rücksichtslosigkeit ganz bezaubert. Wie so ganz anders verfuhr die Welt vor zwanzig bis fünf und zwanzig Jahren mit einem eben so hervorragenden, und, wie ich glaube, noch viel höheren weiblichen Geiste, mit Frau v. Staël! Wie wenig konnte man ihr ihre Superiorität verzeihen! Wie bitter wurde an ihr der Mangel an Weiblichkeit getadelt! Wie lieblos persönliche Schwächen, ja sogar der Mangel an äußerem Liebreitz in die scharfe Rüge aller scheinbaren oder wirklichen Gebrechen eines ihrer Werke hineingezogen! Wohl erinnere ich mich noch dieser Zeit und auch der tief mißbilligenden Empfindung, womit Bessergesinnte damahls diese Urtheile anhörten, welche nicht bloß in Büchern und Journalen, sondern auch im geselligen Leben, in der Conversation des Salons über diese Frau gesprochen wurden. Und was haben denn jene beyden Schriftstellerinnen vor Frau v. Staël so weit voraus? Mich dünkt, sie könne sich in jeder Rücksicht mit jenen messen, und wenn man auch ihr das Verdienst der Einfachheit nicht zuschreiben kann, so war ihr doch gewiß die Wahrheit der Empfindung und die

naturgemäßere Ansicht der Welt und Menschen nicht abzustreiten.

Nur Eine Erklärung gibt es vielleicht für diese scheinbar widersprechenden Erfahrungen, und das ist der heutige Geschmack in der Literatur und überhaupt der Zeitgeist. Das Unnatürliche, das Gesuchte, Gesteigerte findet jetzt überall leichten Anklang. Einfachheit und Wahrheit werden nicht mehr als vorzügliche Verdienste an Personen, Schriften, Kunstgebilden gesucht und gepriesen, ja man könnte von Manchem sagen: je unnatürlicher, je besser. Und dann treibt der Zeitgeist sein Spiel mit irgend einer neuen bedeutenderen Erscheinung, die er, wie in phantastischer Laune, plötzlich hoch bis zum Himmel erhebt. Das Buch, der Schriftsteller, der Künstler ist Mode geworden, man weiß eigentlich nicht wie und warum; aber Einer sagt es dem Andern nach, daß es etwas sehr Schönes sey; zehn Andere hören es und wiederhohlen es ohne weitere Prüfung; hundert Andere würden sich schämen, hier zurückzubleiben, sie stimmen in den Chorus ein, weil es Mode ist, dieß Buch zu preisen, ja man würde nicht gerne gestehen, es nicht gelesen zu haben. So wird die Seifenblase flüchtigen Ruhmes vom Hauche so vielen Beyfalles eine Weile in der Höhe gehalten, bis

bis wir ganz still am Boden liegen bleiben, ohne lebhafte Wünsche, ohne kühnere Bestrebungen, mit hellerem Blick nach der Welt jenseits schauend, welche sich allmählich mehr und mehr mit uns bekannten und lieben Gestalten bevölkert.

Dieß ist das gewöhnliche Loos des Alters, von dem schon Juvenal die plenae sororibus urnae zu beklagen fand, und daher ist es auch das meinige. Zufälligerweise aber hat seit etwas mehr als einem Jahre der Tod die Reihen meiner ältern Bekannten ganz erstaunlich gelichtet, und jeder neue ähnliche Fall ruft die früheren in unser Gedächtniß lebhafter zurück und läßt uns unsere Verarmung stärker empfinden.

So starb vor Kurzem, am 9. März 1837, Frau von Neumann-Meissenthal, eine Frau, welche sich im häuslichen und geselligen Leben die Achtung ihrer Freunde und Bekannten zu erwerben gewußt hat, die mir seit mehr als zwanzig Jahren eine theilnehmende Freundinn gewesen, und die überdieß durch verschiedene werthvolle Leistungen auch der literarischen Welt angehörte.

In dieser letzten Hinsicht wird es nicht unpassend seyn, ihrer in diesen Blättern zu gedenken, und bey einem Todfalle, dessen Wirkung

freylich in ihrem einsamen Leben nur einem sehr kleinen Kreise fühlbar wurde, die Welt durch eine kurze biographische Schilderung auf das aufmerksam zu machen, was diese Frau gewesen, und was die, welche sie näher kannten, an ihr verloren haben.

Sie war als die Tochter angesehener Ältern, nähmlich des, vielleicht noch manchem älteren Bewohner Wiens durch seinen Wirkungskreis bekannten Regierungsrathes von Tiell, in Wien geboren. Der lebhafte Wunsch ihres Vaters hatte dem Mädchen, da ihm der Himmel keinen Sohn geschenkt, eine wissenschaftliche Erziehung zugedacht, welcher ihre ausgezeichneten Fähigkeiten und ihr glückliches Gedächtniß fördernd entgegen kamen. Nicht ganz nach dem Wunsche ihrer Mutter wurde dieser geistigern Richtung alle Ausbildung für Häuslichkeit und Wirthschaft geopfert, und so standen die Sachen, als Mißverständnisse die Ältern trennten, die Mutter sich nach Ödenburg zurückzog, und Marianne in eine Pensions-Anstalt gegeben wurde. Bald aber erkannte Herr v. Tiell, daß Marianne hier nicht in den besten Händen war, und bath selbst die Mutter, sie wieder zu sich zu nehmen. Unendlich war im Anfange Beyder Freude über diese Wiedervereinigung, aber nur zu bald

zeigte es sich, daß ihre Geistesrichtungen zu verschieden waren, und störend auf ihr Verhältniß wirkten. Der Tochter Geist strebte nach Befriedigung seiner Wißbegierde, seiner regen Thätigkeit; die Mutter suchte alle Kräfte desselben einzig und allein auf Hauswesen und weibliche Beschäftigung zu richten. Mariannens Lage wurde dadurch sehr unangenehm, und nur der Umgang mit einigen sehr vorzüglichen Freundinnen, unter welchen Therese von Artner (später unter dem Namen Theone in der literarischen Welt rühmlich bekannt) die erste Stelle einnahm, tröstete und erhob sie wieder, und lehrte sie zugleich durch lebendiges Beyspiel, daß man — wie es Therese vollkommen verstand, eine höhere Geistesrichtung sehr wohl mit echter Weiblichkeit und allen Pflichten einer Hausfrau verbinden könne. Indessen ging bey ihrer Mutter der Geschmack an Stille und Abgeschlossenheit so weit, daß sie den Entschluß faßte, sich sammt ihrer Tochter in ein Kloster zurückzuziehen. Diese Aussicht, die Trennung von ihren Freundinnen, die öde Einförmigkeit eines solchen Lebens bestimmten das siebzehnjährige Mädchen, den Bewerbungen eines Freyers Gehör zu geben, das er unter günstigeren Umständen wohl nie gefunden haben würde. Sie heirathete

und folgte ihrem Manne auf seine entlegene Besitzung in Ungarn. Die Ehe war nicht glücklich, wie zu erwarten stand, aber Marianne fand doch selbst unter den Verwandten ihres Gemahls angenehmen Umgang und die Möglichkeit, ihren Geist durch Lectüre zu beschäftigen. Indessen starben ihre Ältern, und der Tod lösete endlich auch ihr unbeglückendes Eheband, das keine Kinder verschönert hatten. Marianne kehrte nach Wien zurück, verband sich hier nach dem Wunsche ihres Herzens mit einem sehr achtungswürdigen Manne, dem Major Neumann von Meissenthal, Second-Wachtmeister bey der k. k. adeligen Leibgarde, und lebte viele Jahre mit ihm in einer zufriedenen Ehe.

Ein Sohn hatte das Glück der Ältern erhöhet, aber schon im zweyten Jahre nahm ihn ihnen der Himmel wieder, und Marianne suchte nun Erheiterung, Trost und einen tieferen Gehalt des Lebens in der strengsten Erfüllung ihrer Pflichten gegen den Gemahl, gegen ihr Hauswesen, das sie mit Pünctlichkeit besorgte, und gegen sich selbst und die höheren Forderungen ihres Geistes, indem sie sich theils eifrig mit Lesen und Dichten beschäftigte, theils, um nützlich und wohlthätig zu wirken, ihre Mußestunden dazu anwendete, junge Töchter

ihrer Freundinnen im Französischen oder andern wissenschaftlichen Gegenständen zu unterrichten. Früher schon hatte sie gemeinschaftlich mit Therese v. Artner eine kleine Sammlung von Gedichten unter dem Titel: „Feldblumen, gesammelt auf Ungarns Fluren von Nina und Theone,“ herausgegeben. Später versuchte sie sich, aber nur Einmal, im Dramatischen. Das kleine Lustspiel: „Die Colonie,“ wurde im Hoftheater, doch ohne den Namen der Verfasserinn, aufgeführt. In mehreren Journalen und Taschenbüchern, wie in der „Moravia,“ der „Wiener Zeitschrift,“ der „Aglaja“ erschienen Aufsätze, Erzählungen, Gedichte von ihr, welche alle den Stämpel eines richtigen Verstandes, eines gebildeten Geschmackes, und einer würdigen Denkart tragen, und eben so correct als fließend geschrieben sind.

Nach einer ziemlich langen und glücklichen Ehe verlor Marianne endlich auch diesen von ihr innig geliebten Gemahl, dem sie, obgleich er ihr an Geistesbildung bey Weitem nicht gleich stand, mit einer beynahe kindlichen Unterordnung zugethan war, und durch seinen Verlust wirklich den Inhalt ihres Lebens und alle Lebenslust einbüßte.

Erinnerungen an ihre Jugendzeit und

mehrere Freunde aus jenen Tagen, welche jetzt noch in Ödenburg lebten, zogen Mariannen nach dieser Stadt, um als einsame Witwe ihre Tage dort zu beschließen, wo einst ihre schönsten geblüht hatten. Aber allerley häusliche Unannehmlichkeiten bestimmten sie, es nach wenig Jahren wieder zu verlassen, und nach Wien zurückzukehren, und hier begann nun die düsterste Periode ihres Lebens. In höheren Jahren, in beschränkten Vermögensumständen, kränklich, von den meisten ihrer Bekannten durch ihre Wohnung in einer einsamen Vorstadt getrennt, verging ihr Leben in öder Einförmigkeit, und sie entbehrte des liebsten Genusses, den sie kannte, des Umganges mit unterrichteten Personen, so wie jeder Erholung und Zerstreuung fast gänzlich, da ihre Brustbeschwerden ihr nicht einmal die Erheiterung eines Spazierganges erlaubten. Dennoch hielt sich ihre kräftige Seele aufrecht, und ihr heller Verstand, ihre Herzensgüte warfen auch auf dieß farbenlose Daseyn einige belebende Strahlen. Sie suchte auch jetzt noch zu nützen und wohlzuthun, wie und wo sie konnte. Sie beschäftigte sich mit der Sorge für Arme, denen sie, so viel als ihre Umstände es erlaubten, mittheilte, oder sie durch Rath und Beystand unterstützte; sie arbeitete eifrig am Kin-

derstrümpfen und Kleidungsstücken für die Kinderbewahr-Anstalten; sie setzte, so viel es ihre Gesundheit erlaubte, den Unterricht befreundeter Kinder oder junger Leute fort, und so gab sie ihrem einsamen, abgeschiedenen Leben Interesse und Gehalt. Am liebsten war ihr wohl die Beschäftigung mit Lectüre und eigenen literarischen Arbeiten, und wer ihr ein angenehmes Buch zum Lesen verschaffte, hatte sich verdient um sie gemacht.

Nie werde ich der zwey letzten Besuche, die ich bey ihr machte, vergessen. Wir wohnten sehr entfernt, und da sie das Zimmer beynahe nicht verließ, hörte ich oft lange nichts von ihr. Während die Grippe das letzte Mal hier herrschte, besuchte ich sie und fand sie im Bette, noch kaum etwas erholt von einem sehr starken Anfall dieses argen Übels. Mit herzlicher Freude bewillkommte sie mich und begann nun ein Gespräch mit solcher Lebhaftigkeit des Geistes, daß gewiß Niemand, der uns zugehört hätte, an ihr eine Reconvalescentinn erkannt haben würde, die sich eben von einer schweren Krankheit erholt, und dem Tode mit großer Ruhe nahe ins Auge gesehen hatte. War es Absicht, war es Zufall, das Gespräch fiel auf ihre wirklich ausgezeichnete Kenntniß der fran-

zösischen Sprache, und sie erzählte mir, indem sie mit der Beruhigung einer vollendeten Christinn ihr zurückgelegtes Leben überblickte, eine Anecdote aus demselben, die ich bis dahin nicht gekannt, die aber, wie ihre Worte anzudeuten schienen, jetzt, wo sie ihr Ende nahe vor sich sah, eine Art von Lichtglanz über die Periode, in der sie sich zutrug, verbreitete, auf dem ihr Auge mit Wohlgefallen ruhte.

Vielleicht war es nicht ohne Absicht, daß die bald Verklärte diese kleine Begebenheit, von der sie in der ganzen langen Zeit unserer Bekanntschaft nie gesprochen, mir gerade damals mittheilte, und ich glaube die Hinübergegangene nicht falsch verstanden zu haben, wenn ich in den kleinen Nekrolog, den ich dem Publicum hier vorlege, diese Erzählung aufnehme.

Es war im Jahre 1809, und bald nach dem Einmarsche der französischen Truppen, daß Marianne sich nicht ohne Grund schmeicheln konnte, durch ihre Geläufigkeit in der französischen Sprache und den Muth, den ihr eheliche Liebe einflößte, Vieles beygetragen zu haben, um ihren Mann und sämmtliche Offiziere der k. k. Leibgarde von französischer Kriegsgefangenschaft zu befreyen. Als nämlich das ganze Gardekorps als Combattants, die der Feind hier

vorgefunden, kriegsgefangen erklärt, und der jüngere Theil desselben, bey welchem sich eben ihr Gemahl befand, nach Frankreich abgeführt werden sollte, gaben Liebe und Angst, der sonst nicht sehr herzhaften Frau den Muth, sich bey dem damaligen Gouverneur, General Andreossy, zu einer Audienz melden zu lassen. Er empfing sie sehr höflich und hörte ihr ernst, aber aufmerksam zu, als sie ihm den wahren Stand der Dinge auseinandersetzte, daß nämlich diese Garden lauter halbinvalide, kränkliche oder blessirte Offiziere, und gar nicht zu den Combattants zu zählen seyen, daß sie, da ihre Wohnung vor der Stadt lag, zur Vertheidigung derselben nicht gebraucht worden, und ganz so, wie die übrigen in Wien befindlichen pensionirten Offiziere, zu betrachten wären.

Andreossy's Antwort ließ Mariannen einen Strahl von Hoffnung; er wollte zwar nichts versprechen, aber sofort an den französischen General schreiben, der mit dem Geschäfte der Kriegsgefangenen beauftragt war. In Kurzem erschien auch eine Erklärung der Capitulation, welche die Stadt mit der französischen Armee eingegangen war, worin die Garde als non combattants aufgeführt und auch der Umstand berührt wurde, daß sie, als vor der

Stadt wohnend, nichts zur Vertheidigung beygetragen. Nun war Marianne ihrer Angst und Sorge für ihren Gemahl enthoben, und ziemlich in der Meinung bestättigt, daß der Gesichtspunct, unter welchem sie dem General Andreossy die Sache vorgestellt, zumeist jene Erklärung veranlaßt habe.

Das Alles erzählte sie mir viel lebhafter und ausführlicher, als ich es hier wiedergebe, und ich verließ sie mit der Zuversicht, daß sie sich vollkommen erhohlen würde.

Wirklich war sie auch, wie man mir nachher berichtete, bald im Stande, aufzustehen, sich zu beschäftigen und zu lesen. Aber eine unbehutsame Verkühlung warf sie von Neuem auf das Krankenlager, und eines Morgens weckte man mich mit der Nachricht, daß Frau v. Neumann sehr übel und ohne Hoffnung des Aufkommens sey. Ich, die keine Ahnung von dieser Verschlimmerung hatte, erschrack sehr und fuhr sogleich zu ihr. Ich fand sie dem Körper, den ganz veränderten Zügen nach — sterbend; dem Geiste nach aber, heiter und besonnen. Die Art indessen, wie sie mich begrüßte, und, als ich fortgehen mußte, mich entließ; der innige, lange Druck der Hand, dieß Alles zeigte mir, sie sey sich wohl bewußt, daß dieß ein Abschied für's

Leben sey; aber ihr Mund sprach es nicht aus, und so wagte auch ich, so voll mir das Herz war, nicht, meinen Empfindungen Worte zu geben. Ich verließ sie. Wenig Stunden darauf verschied sie mit eben der Geistesruhe und Fassung, die sie im Leben gehabt.

Sie war eine Frau von seltenen Geistesgaben, ausgezeichneten Kenntnissen, echter Frömmigkeit und hoher sittlicher Würde, welche sie antrieb, nicht bloß ihre Pflichten gegen Gemahl, Hauswesen, Freunde u. s. w. zu erfüllen, sondern sich selbst, als diese zum Theil aufgehört hatten, freywillig andere aufzuerlegen, um nicht nutzlos und selbstisch durch das Leben zu gehen; und so verdient sie denn, auch ohne Rücksicht auf ihre literarischen Leistungen, ein achtungsvolles Andenken von Allen, die sie gekannt, und auch von denen, welche sie erst durch diese Blätter kennen lernen.

Wien, im April 1837.

Über die Charactere in den jetzigen Romanen und dramatischen Dichtungen.

Die höheren Jahre bringen dem, der sie erlebt, manche Enttäuschung, manche Entbehrung, und machen ihm manche Entsagung zur Pflicht; aber sie führen auch manches Gute mit sich, das man nur mit Fleiß und Liebe aufzusuchen und zu erkennen braucht, um im Herbste des Lebens hier und da eine hübsche Blume zu pflücken, die eben nur für diese Zeit blüht.

Eine, wenigstens mir, sehr angenehme Beschäftigung ist nun, den Blick rückwärts auf eine lange Vergangenheit richten und Vergleichungen zwischen dem Einst und Jetzt anstellen zu können, zwischen dem, wie es vor dreyßig, vierzig, fünfzig Jahren um uns herum aussah, und wie es sich jetzt gestaltet hat. Wenn aber die jüngere Welt meint, das ließe sich aus Büchern oder alten Zeitungen und Journalen eben so gut herausfinden, so möge sie bedenken, daß ein

Augenzeuge immer mehr als ein Ohrenzeuge gilt, und daß das Mitmachen einer Periode ein ganz anderes Resultat gibt, als das Lesen dessen, was wir freudig oder schaudernd selbst erlebt.

Hier müssen nun die älteren Personen, wenn sie gerechte und nicht einseitige Bewunderer des temporis acti, se puero seyn wollen, bey vielen Gegenständen mit Vergnügen die Fortschritte der Bildung, die ungeheuren Vortheile der neueren Erfindungen, die erstaunlichen Entwickelungen menschlicher Thatkraft anerkennen; ja auch in dem, was äußerlich erscheint, eine bedeutende Erhebung des Sittlichkeits- oder Schicklichkeitsgefühls nicht übersehen, welche die Formen des geselligen, so wie des bürgerlichen Lebens geglättet, gemildert und oft verschönert hat.

Diese Milderung und Verschönerung sollte nun — so wäre zu glauben, besonders in den Werken der schönen Künste sichtbar werden. Die Dichtkunst insbesondere sollte sich ihres wohlthätigen Einflußes erfreuen, und ihre Erzeugungen sollten an Erhabenheit oder Anmuth um eben so viel gewonnen haben, als die Formen des Lebens höher als der ehemahlige Niveau derselben stehen.

Dem ist aber nicht so, zur Verwunderung all'

Jener, welche das Einst in der Dichtkunst mit dem Jetzt zu vergleichen Lust und Geschick haben.

Wenn man im geselligen Leben jedes wilde Hervorbrechen ungezähmter Leidenschaft zu unterdrücken, jedes rohe Auftreten, jede grelle Äußerung zu vermeiden oder zu mildern bemüht ist; wenn die Sprache in Büchern oder im Umgange sich verfeinert hat; sprachrichtiges Schreiben, ja selbst ein ordentlicher Styl so ziemlich allgemein geworden ist, und alles Störende, Gemeine im Leben vermieden wird — warum ergetzen sich denn gerade Romane, Erzählungen, Schauspiele so häufig an wüsten, grellen, liederlichen oder gar gräßlichen Schilderungen?

Vor allem zeigt sich diese Erscheinung in der französischen sogenannten schönen Literatur, die aber wirklich in ihrer schauderhaften Tendenz dieß Beywort nicht wohl verdient. Unsere Deutschen, die diese Nation in Allem, sowohl Gutem als Bösem, so gerne nachahmen, haben denn auch seit einigen Jahren angefangen, in erzählender oder dramatischer Form solche Schilderungen und Bilder zu liefern. Verbrechen, zügellose Leidenschaften, empörende Auftritte, durchgängige Schlechtigkeit, gottesläugnerische Gesinnungen, unsittliche Gemählde sind in deutschen und französischen Romanen an der Tagesordnung,

und durch Sophismen und künstlich gestellte Reflexionen werden die Begriffe von Recht und Unrecht gleichsam absichtlich verwirrt. Was mich aber das Empörendste dünkt, und was hauptsächlich in vielen französischen Romanen gefunden wird — ist, daß diese Verirrungen von der Bahn der Sittlichkeit und des Rechtes, ja diese Verbrechen, die noch allenfalls durch rasende Leidenschaften, durch einen Zusammenstoß unseliger Verhältnisse nicht entschuldigt, aber doch verzeihlich werden dürften: daß diese so oft bloß das Erzeugniß einer Laune, eines Einfalles, einer bizarren Stimmung sind, welche ihrerseits wieder bloß aus der weiten Entfernung der gesellschaftlichen Cultur von aller Natur und Wahrheit hervorgeht.

Bald ist es überreizte Sinnlichkeit, bald Abspannung (Blasirtheit), die nach aufstachelnden Genüssen schmachtet; Eitelkeit, Sucht, sich durch irgend Etwas, wäre es auch was Schlechtes, auszuzeichnen, was die Helden und Heldinnen so manchen Romanes zu Excentricitäten und bis zu fluchwürdigen Thaten treibt, mit deren Schilderungen der Autor sein Publicum anzulocken sucht; welches denn auch, mit jenem tief in der menschlichen Natur gegründeten Doppelhange, zwar vor diesen Gräß-

lichkeiten schaudert, aber doch Auge und Sinn nicht davon abwenden kann.

Auch auf die Bühne erstreckt sich diese neue Tendenz, und eine „Lucrece Borgia,“ ein „Le roi s'amuse,“ ein „Henri III. et sa cour,“ eine „Tour de Nesle,“ und vermuthlich noch viele andere, die mir entweder nicht bekannt oder nicht erinnerlich sind, athmen ganz denselben Geist. Im Lustspiele hingegen ist, als scharfer Gegensatz jenes Schauderhaften, die höchste Frivolität des geselligen Lebens, das tollste Treiben der Übermuthes der verderbten großen Welt, und der ihr nachäffenden niedrigeren Classen dargestellt, und überraschende Effecte sind ohne alle Rücksicht auf Characterzeichnung, Motivirung oder innere und äußere Wahrscheinlichkeit hervorgebracht.

Diesen Vorbildern ahmt nun der Deutsche nach, besonders im Lustspiel, dessen ganzer Ausdruck, Gang und Tendenz sich nach französischem Geschmack modelt. Hier erscheinen, jenen Mustern zufolge, nicht bloß lächerliche oder tadelnswerthe Charactere, an deren Fehlern oder Schwächen wir die unsrigen erkennen, oder wenn wir nicht so bescheiden sind, die unserer Bekannten finden und über sie lachen können, neben würdigen, ernsthaften Gestalten. Jetzt sind sie

Alle, Jung und Alt, Vornehm und Niedrig, schlecht oder albern. Die Weiber sind frivol, eitel, mehr oder weniger kokett, und wenn sie nicht ganz im Unrecht untergehen, so haben sie sich eben noch durch Zufall am äußersten Rande erhalten. (Das ist's aber, was uns die Franzosen als ein Zeichen von Verbesserung der Sitten in ihren Stücken rühmen!) Die Männer, nämlich die liebenswürdig gemeinten, jungen Ehegatten oder Liebhaber, sind im Durchschnitte alle Schuldenmacher, Taugenichtse, oder wenigstens höchst leichtsinnige Menschen, die keine Achtung verdienen, und daher auch, außer dem Reiz der Neugier oder der Überraschung, keinerley Interesse erregen können. Die Andern, welche von diesen übervortheilt oder gefoppt, oder als Mittel zu ihren Zwecken gebraucht werden, stellen sich äußerst albern dar, und müssen, um die Schürzung eines lockeren, auf Neugier und Überraschung berechneten Knotens möglich zu machen, oft des gemeinsten Menschenverstandes, ja in manchem Falle sogar der Schärfe der Sinne entbehren, um nicht zu bemerken, was sonst unmöglich übersehen werden könnte.

Solche Dinge sind nun freylich auch früher in Lustspielen niedrigerer Art oder in Possen vorgekommen; das feine Lustspiel aber ver-

schmähte solche Mittel, um Lachen zu erregen, und beschäftigte sich am liebsten mit richtiger Entwickelung der Empfindungen, mit Darstellung psychologisch wahrer Triebfedern in der menschlichen Seele, die dann bey verkehrten, thörichten oder unedlen Characteren komische oder tadelnswerthe Verirrungen und Verwirrungen zu erzeugen vermochten.

Diesen lächerlichen fehlerhaften Personen standen aber stets würdige, schätzbare zur Seite, denen jene zur Folie dienten. Auch gab es Stücke, wo das Lächerliche und Fehlerhafte an edlen Gemüthern erschien, und oft um so interessanter wurde. Wer erinnert sich nicht, wenigstens durch Tradition, an den „gutherzigen Murrkopf" (Le bourru bienfaisant), den wir auch als Oper, und zwar hier in Wien, von dem berühmten Komiker Benucci mit großer Kunst darstellen sahen; an den misanthropischen Oberst im „Fähnrich," der den vermißten Silberlöffel in seiner eigenen Tasche findet; an den soldatisch-steifen und doch so gutherzigen Paul Werner in der „Minna von Barnhelm?" Aber wo erscheinen in neueren Stücken edle Charactere, wie ein Tellheim, Major Selting im „Ringe" u. s. w.? Es würde nicht schwer, aber ermüdend seyn, die Liste solcher Beyspiele zu vergrößern. Jeder, der das

Theater kennt, wird mehrere, die ihm vorgekommen, zu nennen wissen; und Jeder, wenn er unparteyisch seyn will, sich des stillen Vergnügens erinnern, mit dem er diese Bilder einer edleren Menschheit, diese, zuweilen schwachen, aber achtungswerthen, diese, bey Launen oder Übertreibungen dennoch edlen, Charactere handeln gesehen, sich angenehm davon angeregt gefühlt, und selbst nachdem er das Theater verlassen, im Nachklange noch Vergnügen genossen hatte.

Warum ist das nicht mehr so? Warum führt uns das Lust- und Trauerspiel so viel Unwürdiges, Gemeines, Verwerfliches vor, ohne es durch irgend ein erhebendes Motiv, eine würdigere Gesinnung, eine schöne, menschliche Regung zu vergelten?

Soll man sich wirklich mit der trostlosen Antwort abfertigen lassen, die man von mehreren Seiten bekömmt: daß nähmlich das jetzige Theater die Menschen schildere, wie sie sind, nicht wie sie seyn sollten? Verständige, mit der Welt und den Menschen bekannte Zuseher fordern ohnedieß keine Ideale, an denen gar kein Makel haften sollte. Solche würden, in Handlung gesetzt, so wenig interessiren können, als einst „Sir Charles Grandison,“ langweiligen Angedenkens. Aber wenn der edle Mensch seinen

Schwächen unterliegt, wenn den Kräftigen eine zu mächtige Leidenschaft hinreißt, dann vergelte die Überzeugung vom inneren Adel der menschlichen Natur, der erhebende Anblick einer Kraft, die selbst im Untergange diesen Adel bewahrt, das Traurige dieser Erscheinungen. So verstand Walter Scott seine Personen zu schildern, so müssen wir seinem Waverley troß seiner Inconsequenzen, dem alten Bradwardine troß seiner Lächerlichkeiten gut seyn. So macht im Character des Fergus-Mac-Ivor die Kraft und Gelassenheit, mit der er sein Leben in der Vertheidigung einer Sache hingibt, welche er für recht und heilig hält, alle seine Pläne der Ehrsucht und Eitelkeit vergessen; so können wir neben den beyden edlen Nebenbuhlern, dem Aristokraten und dem Plebejer, in Old Mortality, selbst dem stolzen Oberst Claverhouse und dem fanatischen Balfour unsere Theilnahme nicht versagen; denn aus den trüben Nebeln ihrer Verirrungen blitzt der helle Grund einer starken Seele, und diese ungewöhnliche und doch rein menschliche Kraft ist es, welche uns auch mit einer Norna und Meg Merilis versöhnt.

Sollten wir nun, rund um uns herblickend oder in einem Romane lesend, oder vor den Bretern stehend, die die Welt bedeuten,

sollten wir denn so ganz und gar unsere innerste, wohlthätige Überzeugung von dem angebornen Adel der menschlichen Natur aufgeben und uns aufdringen lassen, daß der Mensch wirklich und überall so ein armseliges, frivoles, der Verführung, dem Laster gar so zugängliches Geschöpf sey, daß uns nichts als Spott oder Abscheu für ihn übrig bleibt?

Dazu müßten wir die Geschichte vernichten, wir müßten vergessen, daß es einen Mucius Scävola, einen Decius Mus, einen Leonidas mit seinen dreyhundert Spartanern, einen Winkelried, und endlich in unseren Tagen so manchen Zeitgenossen gab, der für das, was ihm nun einmahl das Rechte schien, für Fürst, Vaterland, Freundschaft — kurz, für die ihm heilige Sache sein Leben freudig hingegeben, und so in der Wirklichkeit uns das erhebende Schauspiel des Sieges der Freyheit über die Naturnothwendigkeit dargestellt hat, den Schiller als den Inhalt der Tragödie bezeichnet.

Und wer lebt denn wohl in so ganz werthlosen Umgebungen, daß er, um sich blickend, sich nicht bloß auf Einen, sondern auf zehn, zwanzig Fälle erinnern könnte, wo er Beyspiele der innigsten, aufopferndsten Ältern-, Kinder-, Gat-

tenliebe, der gewissenhaftesten Treue in Erfüllung häuslicher oder öffentlicher Pflichten u. s. w. erlebt hätte? Ist nicht selbst das Gefühl der Andacht, auf dessen Schwingen der Sterbliche sich zur Gottheit erheben kann, ein unbestreitbarer Beweis von dem Adel der menschlichen Natur — der freylich, so lange wir in diesem, tausend Schwächen, Leidenschaften und Verlockungen unterworfenen Raupenstande leben, nur für einzelne Momente in seiner ganzen Schönheit erscheint, der aber dennoch unzerstörbar in uns wohnt, und nur des befreyenden Übertrittes in ein besseres Daseyn harrt, um dann frey die Schwingen zu entfalten?

Nein, gewiß, die Menschheit ist besser, als es uns die jetzigen Dichter wollen glauben machen, und sicher eben so gut, als vor vierzig, fünfzig Jahren, wo die damahligen Schriftsteller ihre Schilderungen doch auch nach lebenden Originalen entwarfen. Wenn es unläugbar ist, daß manche bessere Seite an der Menschheit im Allgemeinen, welche damahls zu bemerken war, jetzt fehlen mag, so ist dieser Verlust durch vieles neue Gute, das wir vor Zeiten nur darum nicht entbehrten, weil wir es nicht kannten, gewiß ersetzt, und das innerste Heiligthum der menschlichen Natur besteht noch immer,

Daher ist der Grund dieser häufigen Schilderungen von verächtlichen oder abschreckenden Characteren in etwas Anderem als der Natur und Wirklichkeit zu suchen. Er ist in dem zu suchen, was uns nicht allein in der Literatur, sondern überall, bis in den kleinsten Geschäften, Ansichten, Bedürfnissen, Gewohnheiten, mit eisernem Scepter beherrscht, in der Mode, dem Tone. Von Frankreich aus, das durch die Gewalt seiner weitverbreiteten Sprache, durch seinen raschen Fortschritt in der sociellen Cultur, durch die blendenden Künste und Erfindungen des Luxus, seit anderthalb Jahrhunderten uns als ein nur zu treu copirtes Musterbild vorschwebt; von Frankreich aus, dessen Literatur durch die deutsche Romantik und besonders durch die Julirevolution einen auffallenden Umschwung genommen hat, ist dieser Impuls, so wie mancher frühere, ausgegangen, und hat vor Allem die Geister der Jugend angeregt. Das Glück, der blendende Erfolg, welchen die Producte dieser Literatur überall finden, spornt die Eitelkeit; die beständige Beschäftigung mit Schriften dieser Art theilt allmählig dem Geiste ihre Farbe mit; der Deutsche ahmt auch hier wieder den westlichen Nachbar nach, er schildert Laster und Schwächen, Verworfenheit und Arm-

seligkeit mit derselben Lust, mit welcher frühere Dichter die bessere Seite am Menschen in ihren Werken darzustellen bemüht waren, und er würde dieß gewiß auch thun, wenn es nur Mode wäre!

Vielleicht sind die meisten unserer heutigen Schriftsteller sich dieses unwiderstehlichen Einflusses der Mode und des Zeit- oder vielmehr momentanen Geistes (denn lange dauert solch' eine Periode in der Literatur nicht) nicht deutlich bewußt. Aber so wie unsere Augen bey Formen von Kleidern und Meubeln sich allmählig an das Neue, wie grell es uns Anfangs entgegentrat, gewöhnen, so übt Ton, Beyspiel und Mode auch in wichtigeren Dingen, die nicht eigentlich in deren Bereich gehören, oder gehören sollten, ihre Allmacht aus. Die französische Literatur hat, was Färbung und Characteristik betrifft, die Oberherrschaft über die deutsche in eben der Zeit errungen, in welcher die Franzosen selbst das Romantische, das Schauerliche aus unsern Dichtungen entlehnten, und es uns, nach ihrer Art manierirt, und sehr oft an Carricatur streifend, wieder vor Augen stellten.

So wollen wir denn, zur Erleichterung der von so viel Gräßlichkeit eingepreßten Herzen,

zur Erheiterung von vielen durch den Anblick nichtswürdiger Charactere getrübten Geistern hoffen, daß der gute Genius der Menschheit auch diese unschöne Mode vor uns vorüberführen und uns etwas Bess'eres bringen werde, wie er uns eben nun von den Auswüchsen der bauschigen Ärmel und vorlängst von den Allongeperrücken und Reifröcken unserer Großväter und Mütter befreyt hat.

Franz August von Kurländer.

Am 4. September 1836 starb in Wien Herr Franz August von Kurländer nach einem langen, leidenvollen Krankenlager. Man darf voraussetzen, daß sein Nahme, sein Wirken in der dramatischen Welt, endlich seine Persönlichkeit in den Kreisen des geselligen Lebens bekannt genug sind, um für das allgemeine Publikum keiner näheren Schilderung zu bedürfen. Auch ist bereits in hiesigen Blättern sein Tod besprochen, einige kurze Nachrichten über ihn mitgetheilt, und seinen Verdiensten die schuldige Anerkennung gezollt worden.

Aber auch die Freundschaft darf bey einem so schmerzlichen Verluste ihre Stimme erheben, und ihrerseits dem Vorangegangenen einen wehmüthigen Scheidegruß nachrufen.

Nur wer Kurländern in seinen innerlichen Beziehungen als Mensch näher kannte; wem er wirklich Freund war, der kann den Verlust eines solchen treuen, wohlwollenden, zartfühlenden Gemüthes ganz empfinden. So habe ich und

die Meinigen ihn von Kindheit an gekannt, und dasselbe Band einer achtungsvollen Freundschaft, geknüpft durch die Zuneigung, welche schon unsere beyderseitigen Ältern verband, und fester gezogen, als mein trefflicher Bruder vor mehr als dreyßig Jahren Kurländers Schwester ehelichte, und ihr, der Inniggeliebten, bald in ihr frühzeitiges Grab folgte, hielt bis zu seinem Tode in wechselseitiger Anhänglichkeit, verbreitete sich auf Kind und Enkel, und trug wesentlich zur Verschönerung und Erheiterung unseres Familienkreises bey.

Nie in diesem ganzen langen Zeitraum, hat sich Kurländers Character, sein Benehmen gegen uns geändert. Wie er, ein freundlicher, gefälliger Knabe, zusammt seinen Geschwistern, von denen nur der jüngste Bruder, ein ebenfalls trefflicher Mann und treuer Freund, übrig ist*), neben mir und meinem seligen Bruder aufwuchs, so bewährte er sich durchs ganze Leben; verständig, besonnen, gebildet, bescheiden, zartfühlend, jede fremde Ansicht, Sitte oder Gewohnheit schonend, und still bey der seinigen beharrend; dabey höchst gutmüthig, wohlthätig, stets geneigt, Anderer Wünsche zu erfüllen, fremde Noth zu

*) Seitdem auch am 15. April 1838 gestorben.

lindern, aufsprossendes Talent zu unterstützen, und so in seinem ganzen Bereich nur Liebes und Gutes zu verbreiten. Wie manche seiner Wohlthaten ist durch meine Hand geflossen, wie manche Segnungen habe ich für ihn empfangen!

Durch seine Persönlichkeit und manche günstigen Umstände in jene höheren Kreise aufgenommen, zu welchen sonst Männern seiner Geburt und seines Ranges der Zutritt nicht offen ist, wußte er auch dort sich mit Anstand und Feinheit zu behaupten; klug und verständig jeder Gelegenheit zu Mißverständnissen auszuweichen, und sich überall Achtung und Wohlwollen zu erwerben. Hauptsächlich mußte ich stets die Mäßigung und Delikatesse achten, womit er bey aller Ungezwungenheit und Gemüthlichkeit in Umgang und Gespräch jedes Verletzende zu vermeiden wußte; nie und von Niemand Böses oder auch nur Tadelnswürdiges erzählte, und sich vollkommen rein von Allem, was der Klatscherey oder Medisance auch nur ähnelte, erhielt.

Wir genossen durch lange, wohl durch dreyßig und mehr Jahre das Vergnügen, ihn regelmäßig ein paar Mahl jede Woche bey uns zu Tische zu sehen. Hierauf wurde bey uns, als auf eine nicht zu schmälernde Freude gerechnet, und besonders durfte der vieljährige Freund bey

keinem, wenn auch noch so unbedeutenden, Familienfeste fehlen. Wie manche schmeichelhafte oder lockende Einladung schlug er dann aus, um den Geburts- oder Nahmenstag eines Kindes bey uns feyern zu helfen, den er uns Ältern durch sein freundschaftliches Benehmen, und den Kindern durch kleine Geschenke zum frohen Feste machte!

So war der Verewigte, so kannten wir ihn, so wird er uns Allen unvergeßlich bleiben; und nicht der Mann der großen Welt, in dessen eleganten Abendcirkeln sich Alles versammelte, was auf feinen Ton und höchste Auszeichnung Anspruch macht, nicht der dramatische Dichter, dessen Bearbeitungen fremder Erzeugnisse auf allen Bühnen Deutschlands beliebt sind, aber der treue Verwandte, der vieljährige Freund ist es, den wir betrauern, und dessen Verlust uns nicht mehr ersetzt werden wird.

Über die Allgemeinheit der Bezeichnungen.

Niemand wird wohl die Fortschritte verkennen, welche die ernstern Wissenschaften in unserer Zeit gemacht hatten, und besonders Alles, was in Naturgeschichte, Physik, Chemie, Geologie, was in mechanischen Erfindungen und in Geschichtsforschung geleistet worden ist. Wenn auf diesem Wege der menschliche Geist in die Tiefe der Natur und der Vergangenheit gedrungen ist, so hat auf einem andern Wege die Journalistik und ähnliche Unternehmungen jene Ausbeute in zahllosen Flüssen und Bächen ringsherum mitzutheilen, die Entdeckungen der Wissenschaft zum Gemeingut des Publikums zu machen, und durch Flug- und Tagblätter, durch Panoramen und Pfennigmagazine u. s. w. den allerlebhaftesten Verkehr der Geister herzustellen gewußt. Jetzt liest Alles, Alles will verstehen, urtheilen und gelegentlich über das Gelesene sprechen. Hierzu gehört aber vor Allem das Erste, nähmlich das Verstehen, und dieß wird, wie

mich dünkt, bey der Darstellungsart mancher unserer Schriftsteller viel schwerer, als es vor zwanzig oder dreyßig Jahren war. Es wird nähmlich in der ernsten wie auch in der schönen Literatur eine gewisse Unklarheit und Unbestimmtheit des Vortrags bemerklich, welche den Leser zuweilen nöthigt, eine Stelle nochmahls zu lesen, oder wenigstens nachzusinnen, in welcher Bedeutung der Verfasser dieß oder jenes Wort gemeint habe.

Es ist nicht jene Unverständlichkeit, welche zuweilen den Aufschwung der Begeisterung begleitet, wenn der Dichter, im Andrange der Gedanken und Empfindungen, den Blick bloß auf seinen Gegenstand gerichtet, über Nebendinge und Mittelbegriffe hinwegsetzt; es ist auch nicht das mühsame Verständniß, mit dem man sich in den Ideengang des Psychologen oder Metaphysikers hineindenken muß, und das manche Vorkenntnisse erheischt. Nein, jene Unklarheit rührt theils von dem Verlangen her, nur recht viele Nebenbegriffe und Beziehungen, die an dem Gegenstand zu bemerken sind, aufzufassen, was besonders in den Zeitungsartikeln oft sehr störend auftritt und den Leser zwingt, eine Stelle zwey- oder dreymahl zu lesen; theils aber kommt jene Unverständlichkeit gerade vom Gegentheil,

von der Unbestimmtheit der Bezeichnung, von der Generalisirung der Ausdrücke her, in welcher sich unsere modernen Schriftsteller gar zu gerne gehen lassen, und die undeutlichsten Redensarten können meistens, wenn man sich die Mühe nehmen will, entweder in die alleralltäglichste Prosa aufgelöset werden, oder gehen oft auf einen ganz schiefen Gedanken, eine oberflächliche Behauptung hinaus.

Für jene ganz eigene Art von Unbestimmtheit, die, als scheute oder verschmähte sie jede gewöhnliche, aber scharf bestimmte Bezeichnung, sich ganz allgemeiner Ausdrücke gleich algebraischer Formeln bedient, und den Gegenstand nur als Gattungswesen oder wie einen abstracten Begriff bezeichnet, ohne ihn für den vorliegenden Fall bestimmter zu begrenzen, für diese Schreibweise ist uns Deutschen eine glänzende Autorität, nähmlich Herr von Göthe vorangeschritten. In seinen spätern, besonders den wissenschaftlichen Werken, und in vielen seiner Briefe scheint er mit diplomatischer Zurückhaltung jede deutlichere Bezeichnung eines Gegenstandes, jedes bestimmte Aussprechen einer Meinung zu vermeiden. So überschreibt er eines seiner Werke mit den Worten: Zur Naturgeschichte, ohne zu bestimmen, wie es sonst gewöhnlich war, ob

es Beobachtungen, Entdeckungen, Beyträge oder etwa ein Register, eine Nomenclatur sey. Es läßt sich Alles dieß unter jener Bezeichnung denken.

Felix Mendelssons hohes Talent für Musik hat Herr von Göthe, wie er, wenn ich nicht irre, in seinen Briefen an Zelter schreibt, durch eine vermittelnde Mechanik kennen gelernt. Man denkt bey diesen Worten an irgend eine sinnreiche acustische Vorrichtung, um des Künstlers Spiel besser zu vernehmen. Das ist es aber nicht, sondern nichts als das Fortepiano, auf dem sich Mendelsson hören ließ. Es würde nicht schwer seyn, aus Göthe's Schriften und Briefen zahlreiche Beyspiele dieser Art anzuführen, und nahmentlich in jenen Heften: Zur Naturgeschichte, wo der allgemeine Ausdruck allerley Auslegungen erlaubt, und der Leser ungewiß bleibt, welcher specielle Begriff dießmahl gemeint sey.

Seitdem hat sich diese Art zu schreiben weit verbreitet, und ist in der literarischen Welt und im gewöhnlichen Leben gleichsam Mode geworden; und welche Macht, ja welcher Zauber in diesem Worte liegt, ist allbekannt. Da hat

ein Journal eine Betonung und einen Mechanismus, womit man das bezeichnen zu wollen scheint, was man ehedem viel passender den Ton und die innere Einrichtung benannte. Da spricht man nicht mehr von vorzüglichen Staatsmännern, von berühmten Gelehrten, es sind politische oder literarische Notabilitäten, unter welcher allgemeinen Bezeichnung es dem Leser frey steht, sich einen Washington oder Robespierre, einen Schiller oder Gutzkow zu denken; denn notable ist Alles, was bemerkenswerth ist, und doch verdienen jene Nahmen durchaus nicht dieselbe Art von Aufmerksamkeit. So ist jetzt das Wort Locomotiv in Gebrauch gekommen. Ein Wagen, eine Dampfmaschine, ein Pferd, ein Kahn — Alles, wodurch ein Ding von seiner Stelle gebracht werden kann, darf mit diesem allgemeinen Ausdruck bezeichnet werden. Wenn auch in den meisten Fällen durch die Umstände verständlich gemacht wird, welche Art von bewegender Kraft hier gemeint ist, so wäre es doch, da die Mühe nicht größer ist, jenes Wort als das „Locomotiv" zu schreiben, besser, das eigentliche vorzuziehen. Aber die Mode gebeut, und ihr eigentlicher Zauberstab, der Nachahmungstrieb, verführt — und man glaubt nur

dann schön und zierlich zu schreiben, wenn man unter diesen Einflüssen schreibt. Ganz wunderlich dünkte mich in dieser Hinsicht der auf öffentlichen Ankündigungen so oft erscheinende Ausdruck: Localitäten. Da ist nicht einmahl von einem Locale, was immer schon ein unbestimmter, aber gebräuchlicher Ausdruck wäre, — sondern, damit der Begriff recht vague sey, von Localitäten in der mehrfachen Zahl die Rede, und es bleibt unbestimmt, ob hiermit ein Saal oder eine Scheune, ein Hühnerhof oder ein Garten, ein Taubenschlag oder ein Keller gemeint sey, wohin das Publicum gebethen wird; denn Localität ist Alles, was einen Ort, einen Raum einnimmt.

Eine andere Eigenheit der modernen Schreibart, die aber auch dem leichten und klaren Verständniß nicht förderlich wird, ist der pretiöse, nach Bildern, Hyperbeln, nach generalisirenden und oft sehr oberflächlichen Behauptungen, nach Antithesen, Witz und Wortspielen haschende Styl, so mancher jungen und oft talentvollen Geister, der eigentlich französischen Ursprungs ist, aber in Deutschland viele Nachahmer gefunden hat. Ob der Gedanke richtig, ob die Behauptung

nicht zu gewagt, oder einseitig, oder übertrieben, ob die Bemerkung wirklich allgemein gültig, die Vergleichung wirklich passend sey? — daran liegt wenig. Wenn nur Alles recht schimmernd und blendend vorgetragen ist, wenn es aussieht wie eine frappante Bemerkung, wie ein scharfsinniger Gedanke, oder noch besser wie eine tiefe, aus dem Herzen eines Zerrissenen entschlüpfte Klage, so ruft der Leser oder die Leserinn aus: Ach! wie schön! wie wahr! Das Buch wird ohne weitere Prüfung gelobt und weiter empfohlen. Andere finden es eben so göttlich und rufen eben solche Lobpreisungen aus, weil der Geschmack auch seine Sympathieen hat. Die Wenigen, welche anderer Meinung sind, wagen oder wollen nicht vor dem allgemeinen Lärmen mit ihrem Urtheil hervortreten und laut aussprechen, daß ihnen das Buch nicht gefallen habe; daß sie die Gedanken unrichtig, die Empfindungen erkünstelt, die Sprache unverständlich finden. So entzündet denn ein Lob das andere, und das Glück des Buches, des Schriftstellers ist, wenigstens für einige Zeit — gemacht, bis eine andere Notabilität von dem Ariostischen Raben aus dem Strome der Vergessenheit gezogen, auch wieder wie die frühere schimmernd auf-

tritt, um eben so schnell zu verschwinden. Aber wo sind die Ariostischen Schwäne, oder vielmehr wo sind die gefeyerten Nahmen in unserer vielbewegten Zeit, welche von jenen Schwänen aus dem Strom gezogen und in den Tempel der Unsterblichkeit getragen werden sollen? —

Zukunft.

Es hat einmahl vor langen Jahren (lang nähmlich im Sinn unserer jetzigen Zeit und Literatur gesprochen, wo die Erscheinungen sich rasch und flüchtig vorüber drängen, und die literarischen Berühmtheiten gleich Eintagsfliegen erscheinen, glänzen und spurlos verschwinden), also — es hat vor etwa vierzig bis fünfzig Jahren ein recht hübsches Büchelchen in zwey kleinen Bänden gegeben, das Bagatellen von Anton Wall (wahrscheinlich ein angenommener Nahme) hieß. Das Buch enthielt einige anziehende Erzählungen, deren eine: Antonia, der Frau von Montolieu den Cannevas und die Hauptideen zu ihrem berühmten und für original gehaltenen Roman: Caroline Lichtfield, geliefert hat; ferner ein paar artige Lustspiele, Gedichte, und einige interessante Rhapsodieen, Betrachtungen, welche philosophische Gedanken in poetischer Einkleidung und blühender Sprache vortrugen. Eine dieser letztern, deren Titel

mir entfallen ist, hatte so tiefen Eindruck auf mein damahls jugendliches Gemüth gemacht, daß ich noch jetzt mich nicht allein der Haupttendenz derselben, sondern auch vieler Details und einzelner Stellen lebhaft erinnere.

Die Zeitungsnachricht von dem Erdbeben in Messina, eine Unglückskunde, die damahls durch ganz Europa widerhallte, hatte den Verfasser, wie er erzählt, vor dem Einschlafen beschäftigt. Trauer und Staunen über die unbegreiflichen Zwecke der Vorsicht bey einem solchen Ereigniß, führten seinen Geist zu Grübeleien, diese zu Zweifeln, und in solchen Gedanken überraschte ihn der Schlaf. Ein Traum oder eine Vision (denn hierüber erklärt sich der Verfasser nicht deutlich) führt ihn auf die Spitze einer mit Schnee bedeckten Alpe, an deren beyden Seiten sich tiefe Abgründe eröffnen. In dem einen Thal liegt ein menschenvolles Dorf, durch das andere zieht sich eine stark befahrene Straße. Eine Lawine, die rechts oder links in diese Tiefe stürzt, begräbt entweder hier das Dorf mit allen seinen Bewohnern in ihr eisiges Grab, oder sie verschüttet an der andern Seite den einsamen Reiter, der dort die Straße daher zieht, und erstickt in seinem Tode einen blutigen Krieg, der zwey benachbarte Länder gegen einander ent-

flammt hätte, und dessen Zunder jener Bothe in geheimen Aufträgen bey sich trug. Eine matte Biene wird von dem scharfen Luftzug auf der Höhe in den Schnee geworfen, es kommt auf den letzten Flügelschlag des Insectes an, ob das Schneeflöckchen, das er ablöset, in die Tiefe zur Rechten oder zur Linken fällt, und ob daher die Lawine, der dieß Flöckchen den ersten Anstoß gibt, das Dorf verschütten und hundert unschuldige Menschen begraben, oder einen verderblichen Krieg im ersten Keime ersticken wird. Nun kommt die Biene, sie sinkt in den Schnee, die Entscheidung naht, aber der Dichter erwacht, und setzt wachend seine Betrachtungen über die unerforschlichen Wege der Vorsehung und die unbeachteten und oft eben so kleinen als wirksamen Keime fort, aus welchen in der Verkettung der Umstände die wichtigsten Folgen sich entwickeln.

Der letzte Flügelschlag eines sterbenden Insectes! — betrachtet als der erste Beginn einer unabsehbaren Reihe von Folgerungen und Ereignissen, die über das Schicksal von Tausenden entscheiden! Diese Vorstellung ergriff mich damahls mit Schaudern, und dennoch mußte ich ihre Wahrheit zugeben. Dennoch liegt oft in einer kaum bemerkbaren Kleinigkeit

der erste Keim ungeheurer Veränderungen und in einandergreifender Ursachen und Folgen, deren Zusammenhang man mit Staunen und Furcht überschaut, wenn sie für unsere menschliche Beobachtung ins Leben treten.

Vielleicht steht die Menschheit in ihrer weit vorgerückten Cultur jetzt auf dem Gipfel einer solchen Alpe. Kräftig in geflügelter Eile hat sie diese Höhe erstiegen, und so wie nach den Gesetzen der Schwere die Schnelligkeit des Falles bey einem Körper mit dem Raume, den er durchmißt, zunimmt, so, glaube ich, wird es jedem aufmerksamen Beobachter einleuchten, daß seit dem Beginne der ersten französischen Revolution bis zum Ende des Befreyungskrieges, von dort, also von 1815 bis zur zweyten französischen Revolution, und von da bis auf den heutigen Tag, die Fortschritte der Cultur in Umstaltung des bürgerlichen und geselligen Zustandes der Menschheit, in Verbreitung der Kenntnisse, in weitgreifenden Erfindungen, in Umstimmung aller häuslichen Verhältnisse und Ansichten, wirklich in geometrischer Proportion mit dem Zeitraum, den sie durchlaufen, zugenommen haben. Am rapidesten sind diese Veränderungen seit der letzten, nur achtjährigen Periode vor sich gegangen, und wer sich im Jahre

1790 schlafen gelegt hätte, und im Jahre 1838, also nicht völlig ein halbes Jahrhundert darnach, wieder aufgewacht wäre, würde sich in einen andern Planeten versetzt glauben, so durchaus ist Alles, vom Kleinsten bis zum Größten, vom Innerlichsten bis zur Oberfläche heraus, anders geworden. Welche Veränderungen im Reiche des Wissens, im bürgerlichen Zustande wie in der Region der heimischen Bequemlichkeit und des angenehmern Lebensgenusses! Welche Leichtigkeit des Verkehrs zwischen entlegenen Völkern und Ländern! Welcher Austausch der Gedanken, wie der Waaren! Welche Gemeinschaft der Güter und Genüsse auf dem ganzen Erdboden, die dem Südländer alle Erzeugnisse des Nordens, und uns alle Gewürze und Producte des Südens zuführt! Welche Entdeckungen im Thier- und Pflanzenreiche! Wie reich sind unsere Sammlungen gegen die des vorigen, ich will nicht sagen der vorigen Jahrhunderte, denn dieser Abstand wäre gar zu groß! Welche Blicke haben die neuen Fortschritte in der Astronomie, Chemie und Geologie dem Naturkundigen in das Innere unseres Erdballs, in die geheime Wirthschaft der Kräfte und Substanzen, aus welchen er besteht, und mit denen er umgeben ist, zu werfen möglich gemacht! Jetzt haben wir

eilf Planeten, statt der alten heiligen Sieben, und die Zahl der Elemente oder Grundstoffe ist wenigstens zehnfach vergrößert. Jetzt lieset ein Cuvier das Alter unsers Balls, so wie die Geschichte seiner Umstaltungen, aus den Schichten und Formationen der Gebirge, und eine fossile Welt hat sich seinen Forschungen aufgethan, welche uns von einer Epoche erzählt, in welche keine Tradition reicht. Und alle diese wissenschaftlichen Schätze werden in kurzer Zeit durch die unendliche Verbreitung derselben in Journalen, Zeitungen, Pfennigmagazinen, Encyclopädien u. s. w. bald das Gemeingut der ganzen lesenden Welt; ja, sie steigen, der Fassungskraft der Jugend angepaßt, bis in die Kinderstuben hinab. Aber um dieß möglich zu machen, mußte noch etwas ungemein Wichtiges vorhergehen, die Verbreitung des Unterrichtes, die Vervielfachung der Schulen, die erst seit ungefähr fünfzig Jahren in Europa, und vorzüglich in unserm Österreich begonnen hat, so daß fast Jedermann lesen, und die Allermeisten auch in den niedrigsten Ständen schreiben können.

Und diese Entdeckungen bleiben nicht im Reiche der Speculation und des Wissens, sie greifen auf mancherley Weise ins gesellige practische Leben ein, und vielleicht sind die Verände-

rungen noch größer und mannigfaltiger, die durch diese Fortschritte in den Wissenschaften, unsern häuslichen und täglichen Verkehr zu einem von dem unserer Großältern ganz verschiedenen gemacht haben.

Dampfboote und Eilwagen, Eisenbahnen und Kanäle, welche nach und nach alle Flüsse des Continents verbinden, und vielleicht in einigen Jahren vom Ausfluß der Elbe durch den Rhein in die Donau, und von da ins schwarze Meer eine Wasserstraße durch ganz Europa bilden werden, wozu in Ungarn durch großartige Anstrengungen bereits der Anfang gemacht ist; Telegraphen, die jetzt schon eine wichtige Nachricht in wenigen Minuten von Paris bis Straßburg liefern, und die neueste Entdeckung des russischen Staatsrathes von Schilling, welche den Politikern die Hoffnung gibt, durch einige Dräthe, die von einer Hauptstadt zur andern gezogen werden könnten, sich mit der Schnelligkeit des electrischen Fluidums die wichtigsten Depeschen in wenigen Secunden mitzutheilen! Welche Aussichten eröffnen sie nicht auf zauberähnliche Resultate!

Was bedeutet jetzt schon eine Reise nach Rom, London, Paris, vor der sich vor dreyßig Jahren Mancher als vor einer langwierigen und

nicht unbeschwerlichen Unternehmung gescheut hatte. Wie leicht rutscht man jetzt hin und her! Wie ist das Reisen allgemeines Bedürfniß und Mode, und die Kenntniß entfernter Länder ein Gemeingut geworden, an dem Jeder seinen Theil nimmt. Bald wird man von Wien nach Constantinopel, mit der Zeit von Ulm oder Mainz bis Wien und von da nach Trapezunt mit eben der Leichtigkeit und in nicht längerer Zeit gelangen, als man einst bedurfte, um von Wien nach Rom zu reisen. Welche Berührungen unter den Völkern von den verschiedensten Sitten, Religionen, Ansichten! Welcher Austausch der Begriffe, welche Erweiterung des geistigen Gesichtskreises für alle die Tausende, die dann in engere oder weitere Beziehungen zu einander treten!

Eine unermeßliche Aussicht! und wahrscheinlich noch lange nicht die weiteste oder letzte, die sich vor dem Auge der Menschheit eröffnet. Aber das ist es eben, dieses unaufhaltsame Weiterschreiten, dieses rastlose Streben, welches plötzlich, indem es in seiner riesenmäßigen Entfaltung uns Ungeheures ahnen läßt, das sich für uns im Schooße der Zukunft verbirgt, auch unser fröhlich stolzes Umherblicken lähmt, und uns den Gedanken aufdringt: aber wie wird das weiter gehen? wohin wird es führen? —

Und hier erscheint mir nun wieder das Bild aus jenem Traume oder Gesicht des längst verschollenen Anton Wall — die beschneyte Alpenspitze, von der eine Lawine sich im nächsten Augenblicke loslösen, und je nachdem der letzte Flügelschag der sterbenden Biene, das Stäubchen in die Kluft zur Rechten oder Linken wirft, entweder zu immersteigendem Segen und Gedeihen, oder zu innerlicher Verderbtheit, Verwirrung und nahmenlosem Elend führen kann.

Es gibt Menschen, und es sind eben keine Beschränkten oder von Vorurtheilen geblendete, welche in den pfeilgeschwinden Fortschritten der Cultur einen geraden Weg zur Barbarey sehen. Diese rastlosen Erfindungen des Luxus; das Aufstreben der untern Stände; das Zudrängen zu jedem Erwerb, wo kaum der zehnte Theil an sein Ziel gelangen kann; das Mißvergnügen der Zurückgesetzten, die alle Begünstigteren für ihre Feinde, und sich daher für berechtigt halten, die bürgerliche Gesellschaft zu hassen, zu stören, zu zerstören, in deren Anordnungen sie keinen ihren Wünschen gemäßen Platz finden konnten; der Widerwille gegen Jeden, auf irgend eine Art durch Rang, Geburt, Vermögen oder Talent Ausgezeichneten, den die Unbetheiligten als ei-

nen unrechtmäßig Besitzenden, und das, was er besitzt, als ein Gemeingut betrachten, das Jeder an sich zu reißen befugt sey — — dieß Alles müsse, wie sie glauben, einen Krieg Aller gegen Alle entzünden, der Umsturz aller gesetzlichen Ordnung, aller Verfassungen daraus folgen, und in einer allgemeinen Anarchie alle Cultur zu Grunde gehen. Außer in dem Falle, wenn schon vorher die von Generation zu Generation zunehmende physische Abschwächung des ganzen Geschlechtes diese wilderen Anstrengungen unmöglich macht. Dann — so meinen Einige, würden die Bewohner des Planeten, der nach ihrer Ansicht, als ein selbstständig lebendes Wesen, eben auch manchen Krankheiten (wovon die Cholera ein Symptom seyn soll) und endlich dem Tode unterworfen ist, mit demselben an allgemeiner Entkräftung und Entartung zu Grunde gehen, und ein melancholisches Gemählde hat uns dieß in der vorjährigen Kunstausstellung vor Augen geführt. Auf diesem Gemählde steht der letzte Mensch am öden Meeresufer, das eine erlöschende Sonne matt und fahl beleuchtet, unter Trümmern gescheiterter Schiffe, und Gerippen von Menschen und Thieren, welche ihm zeigen, was in Kurzem sein Loos seyn wird, und erwartet, wie es scheint, den Augenblick, wo auch er in dem all-

gemeinen Ruin mit zu Grunde gehen soll. Ein trostloses — ein schreckliches Bild!

Wenden wir uns davon ab. Betrachten wir die entgegengesetzte Möglichkeit, die ja keine mindere, vielmehr wenn wir mit unpartheyischem Blick der fortschreitenden Entwicklung der Menschheit folgen, eine größere Wahrscheinlichkeit hat.

So weit wir in die Geschichte zurückblicken, ist in derselben ein stetiger Fortgang zum Besserwerden nicht zu verkennen, und die Cultur, wenn sie auch auf Einem Puncte des Raumes oder in Einer Periode der Zeit unter äußern Gewalten, Kriegsverheerungen, Barbarenhorden oder Elementarzufällen unterlag, erhob sich jedesmahl so gewiß, und um so schöner aus den Ruinen, daß man die väterliche Hand der Vorsicht nicht verkennen konnte, die, trotz einzelner scheinbarer Rückschritte, das Ganze einem hohen Ziele entgegenführt.

Sie ließ die Erkenntniß eines Einzigen Gottes und Schöpfers der Welt, gleichwie in einem sichern Schrein, durch ein kleines, von der übrigen Welt wenig beachtetes Volk, mitten unter Götzendienst und tollem Aberglauben bewahren. Sie bereitete aus demselben Volk das Hervorgehen einer erhabenen Lehre und reiner

Grundsätze, in dem tauglichsten Moment, wo die übrige Welt in die schändlichsten Laster und Gräuel versunken war. Als bald darauf wilde Barbarenschwärme von allen Seiten über das entnervte Römerreich hereinbrachen, hatte schon eben jene reine Lehre den Resten der Künste und Wissenschaften an heiliger Stätte ein sicheres Asyl bereitet, aus dem die erleuchtenden Funken in ganz anderer Richtung aber mächtig und weithin zündend, herausschlugen. Fliehende Griechen retteten ihre Cultur bey der Eroberung Constantinopels nach Italien hinüber, und sie blühte in schönern Gestalten dort empor, wie sich Jeder überzeugen kann, der die Byzantinische Kunst mit den Werken der italienischen Meister vergleichen will; während im westlichen Europa, unter der Herrschaft der Araber, Wissenschaften, Gewerbe und Handel in reichem Flor standen.

Bald darauf ging ein neues: Es werde Licht! der Welt durch die Erfindung der Buchdruckerkunst auf. An sie schloß sich bald die Entdeckung Amerika's an, und eine Periode der glänzendsten Geistesentwickelung in Staat und Kirche, in Krieg und Friedensgeschäften, im Attelier der Künstler wie in dem Studierzimmer des Gelehrten begann nun und machte, troß

wilder Verirrungen und Verwirrungen, die sie begleiteten, jene Zeit — am Ende des fünfzehnten und der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts zu einer wahren Heroenzeit. Jedermann kennt sie, und kann von dort aus leicht den Gang der Cultur bis in unsere Tage verfolgen.

Wenn man nun alle diese sichtbaren Vorkehrungen und Leitungen zur Veredlung des Menschengeschlechtes betrachtet hat, sollte man denn im Ernste glauben können, daß dieß Alles sich in ein so trostloses Ende verlieren sollte, gleich dem Kartenhaus des Kindes, das dasselbe zuerst mit Mühe und Sorgfalt errichtet und es dann entweder im Muthwillen mit eigener Hand zerstört, oder gedankenlos zusammenfallen läßt? Nimmermehr! Wir dürfen und sollen auf Gottes Vatergüte und Weisheit vertrauen, wir dürfen hoffen, es werde mit der Menschheit, das heißt mit ihrem wahren Wohl, das nur in innerer Veredlung bestehen kann, immer besser werden. Um dieß mit Zuversicht glauben zu können, laßt uns den Blick, statt rückwärts in die Geschichte, rings um uns her richten, und den Zustand der allgemeinen Sittlichkeit, Denk- und Handlungsweise in dem Zeitraume von fünfzig Jahren (den ja so Viele noch wohl in ihrem Gedächtniß überschauen können) mit einander ver-

gleichen. Was geschah beym Ausbruch der ersten französischen Revolution? Welche Gräuel wurden verübt, wie viel unschuldiges Blut vergossen; und wie machte sich das Alles vierzig Jahre später bey der zweyten Umwälzung? Und doch war es dieselbe Nation, es waren dieselben Ansichten von Freyheit, dieselben Wünsche, dieselben Leidenschaften, die bey beyden Perioden thätig eingriffen. Aber vierzig Jahre fortschreitender Cultur waren seitdem über dieser Nation hingegangen; der Mittelstand, in dem eigentlich alle bessern Kräfte eines Volkes liegen, hatte sich mächtig erhoben, und aus ihm gingen nicht in Frankreich allein, sondern überall — in Braunschweig, Brüssel, Dresden u. s. w. jene National-, Commune- oder Bürgergarden hervor, welche bey den gefährlichsten Aufständen mit Ernst, Kraft und nicht ohne große Aufopferungen, Ruhe und Ordnung herstellten, und es dann der gesetzgebenden Macht möglich machten, diese Ruhe und Ordnung zu befestigen und zu erhalten. Aus diesem Mittelstand sind in Amerika und England die Mäßigkeitsvereine entstanden, welche durch selbstgegebene Einrichtungen und Vorschriften dem Laster der Trunkenheit so kräftig steuern, daß bereits, wie die Zeitungen melden, manches amerikanische Schiff,

ohne Branntwein mitzunehmen, in See geht. In diesem Mittelstand haben sich fast aller Orten die Sparcassen und viele andere ähnliche Einrichtungen gebildet, die, obgleich noch weit von ihrer möglichen Vollkommenheit entfernt, doch schon unendlich vieles Gute verbreitet haben. Das ist es eben — im rastlosen, unaufgehaltenen Streben, muß der Mensch sich selbst zum Gesetz werden, er muß einsehen, daß er das Gute wollen müsse, wenn er glücklich oder auch nur zufrieden leben will, und er wird es mit der Zeit, das dürfen wir von Gottes leitender Vatergüte erwarten. Dann wird, statt des

Schreckfeuers, angesteckt auf hohen Thürmen,
Die Phantasie des Träumers zu bestürmen,
Wo des Gesetzes Fackel dunkel brennt —

Schiller.

ein mildes Licht aus dem Innersten des wohlgeregelten Gemüthes leuchten, den Pfad erhellen, den der Mensch zu gehen hat, um seine Pflichten zu erfüllen, und die Fackel des Gesetzes, die jetzt ohnedieß nicht überall hinleuchten kann, aufs beste und hinreichendste ersetzen.

Über Vaterlandsliebe.

Das Wort »Vaterlandsliebe« kennt Jedermann, und es scheint wohl überflüssig, eine Erklärung desselben geben zu wollen. Dennoch läßt dieser Begriff so manche Schattirungen, Ausnahmen und selbst Widersprüche u. s. w. zu, daß es vielleicht in unserer Zeit, welche jeder wärmeren Aufwallung, jeder Begeisterung so abhold ist, nicht unpassend wäre, ein Wort darüber zu sagen.

Unter Vaterlandsliebe wird gewöhnlich das warme Gefühl, die ausschließende Vorliebe verstanden, welche den Menschen an das Land, an den Ort zu binden pflegt, wo er das Licht der Welt erblickt, wo ihn Ältern- und Geschwisterliebe zuerst umfing, pflegte, erfreute; wo die ersten Bande der Familien-, später der Jugendfreundschaft sich um sein Herz schlangen; wo er die ersten Freuden, den ersten Schmerz empfand;

dessen Fluren, Wälder, Gebirge und Wohnstätten ihm von Kindheit auf vor Augen standen; das Land, das „seine Sprache spricht,“ und deren Laute zuerst im Klange der Mutterstimme an sein Ohr, an sein Herz schlugen. Mit welcher unbezwinglichen Macht diese frühen Gewohnheiten, diese kindlichen und jugendlichen Erinnerungen noch in das Mannes- und Greisenalter hineinschimmern, welchen Zauber die Heimath über den unbefangenen Menschen übt, zeigt uns die bekannte Beobachtung von der Wirkung des Ranz des vaches auf die Gemüther der aus ihrem Vaterlande entfernten Schweizer; es zeigt sie uns ferner die zerstörende Wirkung des Heimwehs, als Krankheit, welche so manchen jungen Soldaten, so manches andere, seinem Vaterlande entrissene Individuum hinwegrafft.

Diese Liebe ist etwas ganz Unwillkührliches. Sie beruht nicht auf den erkannten Vorzügen des Vaterlandes im Vergleiche mit andern Ländern. Wir begreifen es wohl, daß der Schweizer sich nach seinen ewigen Firnen, seinen spiegelnden Seen, seinen stürzenden Strömen und majestätischen Wäldern sehnen könne — aber auch der Isländer, der Samojede, der Esquimaux liebt eben so warm sein von der Natur stiefmüt-

terlich behandeltes Geburtsland. Er findet seine Eisberge, seine baumlosen Steppen, seine in halbjährige Nacht versenkten Fluren schön, und würde sie nur ungern um irgend ein anderes Land, das uns unstreitig lieblicher erscheint, vertauschen.

Eben so wenig als durch die natürliche Beschaffenheit des Landes sehen wir diese innige Liebe zum Orte der Geburt durch die Vorzüge der Staatsverfassung, der Einrichtungen, Sitten und Gebräuche gerechtfertigt. Wir wissen, wie warm der Spanier sein Vaterland liebt, wie stolz er ungeachtet aller Inquisition, Maurenvertreibung und Intoleranz auf dasselbe war, und gewiß, trotz dessen jetziger Zerrissenheit, noch ist. Eben dieß gilt vom Franzosen, vom Italiener, obwohl dort die Revolution gewüthet hat, und noch keine völlige Ruhe wiedergekehrt ist, und innere Zerwürfnisse das schöne hesperische Land zum Spielball und Tummelplatz fremder Mächte gemacht haben, die auf seinen gesegneten Fluren ihre anderweitigen Fehden ausfochten, so daß ihm einer seiner Sänger wehmüthig zurief: es müsse

servir sempre o vincitrice o vinta.

Wenn nun gleich die gebildete Welt die absoluten und relativen Vorzüge der letztgenann-

ten Nationen gern zugibt, so findet sich doch dieselbe Anhänglichkeit auch bey den Unterthanen des russischen Reiches. Der Russe fühlt sich nicht allein unter seinem Autokrator nichts weniger als unglücklich, er liebt, er verehrt diesen und segnet sein Vaterland. Die Feuersbrunst, welche im vorigen Winter den Pallast desselben in Asche legte, war eine Calamität des Volkes, das von allen Seiten herbeyeilte, seine physischen und finanziellen Kräfte zur Wiedererbauung desselben darzubiethen. Diese Beyspiele könnten leicht mit noch vielen vermehrt werden, aber mich dünkt, es ist aus dem Wenigen, und dem, was jeder denkende Mensch sich selbst sagen kann, hinlänglich dargethan, daß die Vaterlandsliebe ein unwillkührliches, dunkles, aber eben darum um so mächtigeres Gefühl ist, das den Menschen den Ort seiner Geburt mit allen seinen Vorzügen und Mängeln lieben lehrt, ihm die erstern im verklärenden Lichte zeigt, und die letzten bemäntelt, verdeckt — so, daß er also sein Vaterland nicht darum liebt, weil es schön, vortrefflich eingerichtet, vor vielen andern hellleuchtend dasteht, sondern daß es ihm alles das zu seyn scheint — weil es eben sein Vaterland ist.

Es versteht sich von selbst, daß unter dem Orte der Geburt nicht gerade der Fleck der

Erde gemeint ist, auf welchen ein Mensch vielleicht in der Fremde das Licht erblickt hat, weil seine Ältern auf einer Reise sich gerade dort aufhielten, sondern dasjenige Land, in welchem er, wo nicht geboren, doch herangewachsen, erzogen und zu dem, was er ist, gemacht wurde.

Deßhalb kann es auch seltene Ausnahmen geben, und es kann sich der Fall ereignen, daß irgend ein Individuum durch eine in den Verhältnissen seiner Ältern bedingte Unstetigkeit des Aufenthalts, eigentlich gar kein Vaterland, und auf diese Weise ein Recht zum Cosmopolitismus habe, das Andere, welche gar wohl eine Heimath und mit derselben alle Gründe sie zu lieben besitzen, aus einer eigenen Geistesrichtung für sich ansprechen möchten.

Es war eine Zeit — sie liegt, Gottlob! hinter uns, wo man es allgemein für das Abzeichen eines hohen Geistes, eines schärfern Verstandes hielt, alles Positive wegzuwerfen, und sich in dem unermeßlichen Felde der Zweifel, der willkührlichen Systeme, der Freyheit von jedem Gesetz, welchen Nahmen es auch führen mochte, zu bewegen. Damahls galt der Mensch, welcher am Glauben seiner Väter festhielt, für höchst beschränkt, und wer sein Vaterland liebte, eben weil es sein Vaterland war, für befangen in

kläglichen Vorurtheilen. Ich habe damahls Bücher gelesen, welche den philosophischen Aufschwung so weit trieben, um sich alle Bande des Blutes, der Landsmannschaft und Gewohnheit hinweg zu raisonniren; Bücher, welche forderten, daß man in allgemeiner Menschenliebe zwischen einem Caraiben und einem Mitbürger keinen Unterschied machen, und eine Mutter mit eben der Liebe das Kind irgend einer Wilden an ihre Brust drücken solle, wie ihr eigenes *); Bücher, welche die Glut, mit welcher Römer und Griechen ihr Vaterland vertheidigten, aus den Verfassungen der Völker des Alterthums erklärten, vermöge welcher in jener Zeit die Kriege fast immer mit Zerstörung des besiegten Staates endigten, dessen Bevölkerung dann nichts als das furchtbare Loos der Sclaverei vor sich sah **).

So sanken denn alle Wunder der Tapferkeit und Selbstaufopferung, die auf den Blättern der alten Geschichte noch jetzt jedes jugendliche Herz entflammen, zu bloßen Berechnungen der Selbstliebe herab, und diese Hyper-Philo-

*) Anna St. Ives. Ein englischer Roman.

**) Ein geschichtliches Werk eines gewissen Professor Jenisch in Berlin.

sophen bedachten nicht, daß eben die Selbstliebe sich am leichtesten und sichersten hinter der Maske des Cosmopolitismus verbirgt, daß die Meisten nur darum vom Patriotismus in jener Zeit sich lossagten, um für sich allein sorgen, und ihre Schäfchen ins Trockene bringen zu können.

Diese Ansichten sind nun wohl, sammt den ihnen verwandten, des gepredigten Unglaubens und Atheismus, so ziemlich veraltet, und das Unglück vieler Jahre hat uns gelehrt, daß es doch noch etwas Anderes und Höheres gebe, als was man durch die Sinne erkennen und mit dem Verstande demonstriren kann. Doch wir kehren zur Vaterlandsliebe zurück.

In den meisten höher gestellten und in sich kräftigen Nationen bildet sich dieß ursprünglich dunkle Gefühl inniger Liebe für das Geburtsland, wenn es durch Erinnerungen an würdige Thaten der Väter, an geschichtliche Wichtigkeit, an errungene Geistesvorzüge, an nützliches Wirken im Innern oder nach Außen gerechtfertigt wird, zum Nationalstolze aus. Dieser geht oft, vielleicht allemahl, etwas zu weit, indem hier die Gesammtheit, als ein Einzelwesen betrachtet, demselben Fehler unterliegt, den wir bey-

nahe an jedem Menschen bemerken, — nähmlich dem Fehler der Selbstüberschätzung. In diesem zu stolzen Bewußtseyn sehen wir die Nationen Europa's Eine die Andere geringer als sich selbst achten, sich Jede in ihrer Meinung über alle Andere erheben; wir sehen sie mit noch höherm Stolze auf die entweder nicht so hoch, oder in ganz anderer Richtung cultivirten Völker Asiens herabsehen und sie Barbaren schelten, während diese — Mohamedaner oder Hindu's, Chinesen oder Japanesen, uns Abendländer und Christen als Unreine, Unsittliche und Schlemmer, mit Blicken der Verachtung, ja des Abscheues betrachten, und uns den Eingang in ihr Land, den Verkehr mit ihnen, so sehr wie möglich erschweren.

Woher nun die wunderbare Erscheinung, daß zwischen allen diesen mehr oder minder cultivirten europäischen und außereuropäischen Nationen nur der Deutsche dieses schönen und erhebenden Gefühls, des gerechten Stolzes auf sein Vaterland, und des frohen Bewußtseyns der Vorzüge desselben, fast ganz entbehrt? Der Deutsche ist es, der wohl nicht von jeher, aber doch in den neuern Zeiten, die Vorzüge aller andern Nationen anstaunend, ihre Bildung nach-

ahmend, ihre Werke studierend und übersetzend, sich die Schätze ihres Wissens aneignete, aber auch ihre Untugenden und Fehler copirte, sich demüthig unter ihnen umtrieb; sich ihren Übermuth gefallen ließ, und endlich — o der Schmach! der Erste war, um vor Ausländern die Mängel oder Lächerlichkeiten seiner eigenen Landsleute einzugestehen, zu belachen, zu bespötteln, und — ich möchte sagen bloß aus eigenem Hochmuth. Er glaubte nähmlich sich selbst vor dem Fremden, der — meist mit Anmaßung und Unkenntniß die deutsche Nation herabsetzte, sich als ganz vorurtheilsfrey, als unbefangen von den eingestandenen Nationalfehlern darzustellen, und so, er allein, auf Kosten seiner Landsleute, sich auf einer höhern Bildungsstufe zu zeigen. Der Ausländer sollte wenigstens ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen, er sollte ihn als eine Ausnahme von der übrigen stupiden Nation anerkennen. So bettelte der Deutsche lange Zeit um die Lobbrosamen, welche andere Nationen ihm hier oder dort mit karger Hand spendeten, und machte den Ausdruck der geistreichen Frau von Staël wahr, wenn sie in ihrem Werke sur l'Allemagne, freylich ohne die Sache näher zu bezeichnen, von der sottise dédaigneuse und der mediocrité bienveillante spricht.

Und hatte denn nicht eben der Deutsche vor vielen, wo nicht vor allen Nationen Europa's gegründete Ansprüche auf ein stolzes Selbstbewußtseyn? Waren es nicht die Deutschen, welche der Alles unterjochenden Römerherrschaft vor zweytausend Jahren ein festes Ziel setzten, und in deren Wäldern die tapfersten Legionen derselben begraben liegen? Waren es nicht abermahl die Deutschen, welche der französischen Universalmonarchie in unsern Tagen ein Ende machten, und das schmähliche Joch brachen, dessen Erinnerung jetzt nur zu schnell aus dem Gedächtniß der Nachkommenschaft verschwunden ist, und sogar einer Art von Verehrung und liebevollem Andenken für den Helden Platz gemacht hat, den sie selbst oder ihre Väter verwünscht und bekämpft haben? Mag immer die Zukunft nicht Alles gehalten haben, was — zumahl jugendliche Einbildungskraft — sich von jener glänzenden Gegenwart versprach; daß wir das Fremdlingsjoch nicht mehr tragen, daß deutsche Sprache und deutsche Sitte erhalten worden ist, bleibt doch wahr.

Und welche Erfindung des Menschengeistes läßt sich wohl mit der Erfindung der Buchdruckerkunst vergleichen, mit dieser Kunst, die dem Menschengeiste die Möglichkeit des kühnsten Aufschwunges sichert; die das heiligste Bollwerk

der echten Freyheit, der Gesittung, der fortschreitenden Cultur, kurz der kostbarste Schatz der menschlichen Gesellschaft ist? Auch diese Erfindung verdankt die Welt uns Deutschen. Aus Deutschland ging ferner eine der folgenreichsten Entwickelungen des Menschengeschlechtes, die Reformation hervor. — In Deutschland wurde das Schießpulver erfunden, das der Kriegsführung und so zum Theil der Politik eine ganz andere Gestalt gab. Dieß Alles und noch viel Anderes, was neben jenen großen Erscheinungen unbedeutend genannt werden muß, was aber an sich doch großen Werth hat, verdankt die Welt der deutschen Nation, und diese Nation sollte nicht mit Recht auf sich stolz seyn? Diese Nation sollte sich selbst neben andern und im Vergleich mit ihnen, geringschätzen? Diese Nation sollte bey andern Lob erbetteln? Nimmermehr!

Daß hierdurch nicht behauptet wird, wir müßten blind gegen die Mängel unsers Nationalcharacters, gegen das Fehlerhafte in so mancher unserer Einrichtungen, gegen so manche Ungerechtigkeiten seyn, welche Hohe und Niedrige sich bey uns wie überall erlauben, versteht sich von selbst, und selbst diese Klage über Mangel an Nationalgefühl ist ein Beweis davon. Aber wahre, innige Liebe

für das Geburtsland soll, wie jede echte Zuneigung, uns den Gegenstand derselben, troß der Fehler, ja mit denselben, werth machen; sie soll uns gewissermaßen über dieselben verblenden, und sie thut es auch bey andern Völkern. Sollten denn nicht Männer, die, auf welche Art es sey — Einfluß auf ihre Nation haben, lieber nach ihren Kräften dahin streben, jene Mängel zu verbessern, und sie, dem fortschreitenden Zeitgeiste gemäß, zu beseitigen, statt sich in fruchtlosen Klagen, und noch dazu vor Auswärtigen, zu ergießen, wie Börne und Menzel thaten, und sich eben dieser Schmähungen als so vieler Proben ihres Patriotismus rühmten? Können wir Deutsche es den Ausländern verargen, wenn sie geringschätzig von uns denken, da wir die Ersten sind, um unsere öffentlichen oder heimlichen Gebrechen vor ihnen aufzudecken?

Wenn aber, leider! die deutsche Nation ihre Würde gegen andere Nationen nicht genug behauptet, so sind wir Österreicher noch die Deutschesten unter diesen Deutschen, denn wir setzen uns und unser Vaterland nicht bloß gegen fremde Nationen, sondern auch gegen unsere deutschen Nachbarn herab, indem wir in jedem Sachsen, Preußen u. s. w. unsern Meister anerken-

nen, vor dem wir uns tief demüthigen, während wir mit den ausgezeichnetsten Leistungen einheimischer Gelehrten oder Künstler unbekannt sind, und was unsern Nationalstolz begründen und rechtfertigen könnte, oft erst durch das Lob fremder Journale kennen lernen.

Diese Zahmheit, dieser gänzliche Mangel an Selbstgefühl ist es auch, was diese hochgeschätzten Fremden bisher zu berechtigen geschienen hat, uns ihren Übermuth in Büchern und im Umgange mit einer Schonungslosigkeit fühlen zu lassen, die oft an Ungezogenheit grenzte, und wovon gewiß jeder Österreicher, wenn er sich erinnern will, Beyspiele anführen wird können. Wir haben uns dessen größtentheils aber selbst anzuklagen, und es scheint hier wohl zu passen, was Bürger in seinem Epigramm vom Übermuth des Adels sagt:

Viel Klagen hör' ich stets erheben,
Vom Hochmuth, den der Große übt:
Der Großen Hochmuth wird sich geben,
Wenn unsre Kriecherey sich gibt.

Wann wird diese Zeit kommen? Wann wird Deutschland und insbesondere Österreich seinen Werth fühlen; das Gute, welches es vor vielen andern Staaten genießt, nicht bloß mit passiver Behaglichkeit empfinden, sondern sich dessen mit

deutlichem Bewußtseyn erfreuen, und in diesem Gefühl sich kühn andern Völkern gegenüber stellen? Demselben Scepter unterworfen, unter ähnlichen Verfassungen, mit geringen Modificationen gleich behandelt, derselben Vorrechte theilhaftig, in denselben Beschränkungen befangen, fühlt der Böhme und Ungar durch jenes warme Nationalgefühl sich über den Österreicher erhaben, und ist in diesem Gefühl glücklicher als dieser zu nennen; denn nicht der Besitz ist es, der zufrieden macht, sondern die Meinung.

Es lebt indeß eine frohe Hoffnung in mir, daß dieser Zeitpunct minder entfernt sey, als es scheinen mag, und sehr übereinstimmend mit unserer Verehrung und Unterordnung für die Urtheile des Auslandes, wird es eben das Ausland seyn, was uns auf den rechten Pfad leiten, und uns über das Gute belehren wird, was wir bey uns antreffen, erkennen, und uns desselben erfreuen sollen.

Viel ist in dieser Hinsicht seit fünf und zwanzig oder dreyßig Jahren bereits geschehen. Die deutsche Literatur, welche für Engländer, Italiener, und zumahl für Franzosen wie in einem Nebel der Barbarey versenkt lag, den zu durchdringen sie sich nicht die Mühe nehmen mochten, weil die Ausbeute der dort verborgenen Schätze

höchstens in den Ergebnissen einiger trocken-wissenschaftlichen Speculationen bestehen, und jedenfalls unbedeutend seyn würde — diese Literatur hat, seitdem der häufigere und innigere Verkehr der Nationen unter sich, sie ihnen bekannt gemacht, in Frankreich eine gänzliche Revolution des Geschmackes hervorgebracht, und jener große Zwiespalt zwischen Romantikern und Classikern ist das Werk des deutschen Einflusses. Unsere Sprache wird in England und Frankreich häufig erlernt, es gibt Lehrstühle dafür, man übersetzt unsere Werke, wie wir die ihrigen, und in Reisebeschreibungen und Recensionen, wie in gediegenen Werken, wird unsere Nation und unsere Literatur mit gebührender Achtung behandelt. Diese Achtung schreibt sich wohl eigentlich von dem Zeitraume her, wo die Franzosen als Sieger, und später als Besiegte in so mannigfache Beziehungen mit Deutschland kamen, und die Begeisterung, die Energie, Einheit und Ausdauer unserer Anstrengungen kennen gelernt hatten, womit der Freyheitskampf begonnen und vollendet worden.

Auch wir Österreicher dürfen uns nach und nach solcher Anerkennungen schmeicheln. Künftig wird hoffentlich nicht mehr jeder luftige Student oder mittelmäßige Scribent, der nach

Wien kömmt, und sich's im Lande der Phäaken trefflich schmecken ließ, über Verfassung, Volksbildung, und besonders über das Benehmen der höhern Stände, von welchen seine Stellung ihn ausschließt, in Kaffehhäusern oder Kneipen Notizen sammeln, und dieß so Gesammelte als eigene scharfsichtige Bemerkung ins Publicum ausgehen lassen.

Schon wird der Ton der Reisenden und ihre Urtheile über Österreich anders, milder, ehrenvoller. Ein Willibald Alexis, X. Marmier, St. Marc Girardin sprechen ganz anders von Österreich, als in früherer Zeit Norddeutsche, Berliner insbesondere, und auch Franzosen und Italiener thaten, wenn sie ja irgend einmahl von uns Notiz zu nehmen sich würdigten. Es steht daher zu erwarten, daß unsere Landsleute selbst, ermuthigt durch den Beyfall, den ihr Vaterland und seine Einrichtungen, seine Gelehrten und ihre Leistungen anderwärts finden, und durch Fremde aufmerksam auf das Gute gemacht, was sie besitzen, endlich anfangen werden, es zu erkennen, und ein billiges Selbstgefühl in ihnen erwachen werde.

Inhalt.

	Seite
Vorwort	
Wien in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts	11
Das Unglück der Dichter	185
Griseldis	204
Über Wahrheit gegen die Welt und gegen sich selbst	219
Marianne v. Neumann-Meissenthal, geborne v. Tiell	247
Über die Charactere in den jetzigen Romanen und dramatischen Dichtungen	259
Franz August von Kurländer	273
Über die Allgemeinheit der Bezeichnungen . . .	277
Zukunft	285
Über Vaterlandsliebe	300

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pichler, Caroline,

Zeitbilder

Bd.: [1]

Wien (1839)

P.o.germ. 1077-51/52

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10116280-1